

# Der Aufstieg

*Illustrierte Familienzeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung des Schweizervolkes*

Erscheint wöchentlich

Verantwortlich für die Redaktion: Albert Berner — Herausgegeben von der Unionsdruckerei Bern

Abonnementspreis: Ohne Versicherung durch die Post vierteljährlich Fr. 3.—, mit Versicherung Grundpreis 50 Rp. pro Heft. Postcheck III 525  
Inseratenannahme: Unionsdruckerei Bern, Monbijoustr. 61, Telefon 23.441. Annoncen 20 Cts., Reklamen 70 Cts. die einspaltige Millimeterzeile

Strafanstalt  
Thorberg



*Sträflinge kehren von der Feldarbeit zurück in die Anstalt zum Mittagessen.*

Das Problem der Strassenverkehrsunfälle. Im Buchhandel ist eine Schrift zum Problem der Strassenverkehrsunfälle erschienen, die durch ihre lebendige Darstellung und durch ihren vielseitigen Inhalt Beachtung aller Verkehrsinteressenten verdient. Ihr Verfasser ist der bernische Polizeihauptmann P. Th. Bohrer. An Hand von praktischen Beispielen und mit einem reichen Bildermaterial wird das Problem sowohl nach seiner menschlichen Seite, wie hauptsächlich auch nach der technischen Seite eingehend besprochen. Dabei bietet der Verfasser keine trockene Abhandlung,

weder über moralische noch technische Probleme, sondern zeigt, auf was es im Strassenverkehr überhaupt ankommt. Und das ist wichtig. Wer den täglichen Gefahren des Strassenverkehrs ausweichen will, muss wissen, auf was es ankommt. Herr Polizeihauptmann Bohrer vermittelt mit seiner Schrift eine Reihe wichtiger Kenntnisse, und es wäre nur zu wünschen, wenn die Schrift eine grosse Verbreitung fände. Sie kann in jeder Buchhandlung in deutscher und französischer Sprache zum Preise von Fr. 2.— bezogen werden. bfu.



Rueff Schnittmuster Nr.10

3 m Garuco zu Fr. 2.30 p. m	Fr. 6.90
Schnittmuster	Fr. -.50
Zutaten	Fr. -.60
fertiges Kleid nur	Fr. 8.-

Einfach fabelhaft, für nur 8 Franken kann man sich aus Garuco das reizendste Kleidchen schneiden. Beim Kauf von 2 1/4 m erhält man das praktische Rueff-Schnittmuster für 50 Rp. statt 1 Fr.

# Garuco

lichtecht, kochecht, sanforisiert  
(sanforized process)

Bezugsquellennachweis:  
**Firma Gaston Rueff**  
Zürich, Löwenstrasse 25  
Telephon 72.310 - 72.311

Bei **Schwindel-**  
Anfällen,  
hohem Blutdruck,  
Blähungen, Stauungen,  
Arterienverkalkung  
helfen  
Kern's echte Original-  
**Heidelberger-**  
**Kräuter tabletten**

Schachtel Fr. 3.50  
Prompter Versand

**Berg-Apotheke, Zürich**  
Kräuter u. Naturheilmittel  
bei der Sihlbrücke, Werdstr. 4  
Telephon 39.839

## Männer

beachten bei Schwächezuständen und Funktionsstörungen der Sexualnerven die von einem erfahrenen Spezialarzt herausgegebene Schrift über Verhütung u. Heilung solcher Leiden. Für Fr. 1.50 in Briefmarken zu beziehen vom Verlag Silvana, Herisau 456.

*Genau Ausunft.* Kitty lernt chauffieren. Kitty stellt sich nicht sonderlich geschickt an. Nach zehn Fahrstunden fragt sie: «Wieviel brauche ich noch, bis ich es kann?» «Drei.» «Drei Fahrstunden?» «Nein. Drei Autos.»

*Berechtigter Wunsch.* Der Stammgast ass zu Mittag. Der Stammgast rief den Wirt: «Es ist nicht unbedingt nötig, dass Sie glauben, nur weil ich der älteste Gast Ihres Lokals bin, mir unbedingt das älteste Beefsteak Ihrer Küche geben zu müssen.»

*Genau befolgt.* Die weichen Eier waren steinhart.

«Ich habe Ihnen doch gesagt, Frieda, dass Sie auf die Uhr sehen sollen, wenn Sie die Eier ins Wasser legen!»

Frieda nickte: «Das tat ich auch, gnädige Frau. Es war genau fünf Uhr fünf.»

*Begründung.* Schramm kauft eine Schreibmaschine. Schramm bringt die Maschine zurück: «Sie schreibt schlecht.»

«Wieso?»  
«Sie macht orthographische Fehler.»

Er kennt ihn. Munke betrachtet betrübt seinen Mantel.

«Was sinnst du, lieber Munke?»

«Zu dumm! Jetzt habe ich im Restaurant einen falschen Mantel mitgenommen!»

«Ach? Deinen eigenen?»



**Herzklopfen...**

Herzstechen, Beklemmung, Schwindelgefühle — oft Ursachen der Arterienverkalkung. Als Mittel dagegen: Phyllosan. Es reduziert den Blutdruck, macht die Adern geschmeidiger u. verbessert das Blut.

**'PHYLLOSAN'**  
Packung à 120 Pastillen Fr. 4.50  
in jeder Apotheke erhältlich.

Verlangen Sie die reich illustrierte Broschüre gratis durch: Chlorosan A.G., Kreuzlingen.

Wir empfehlen für den Winter  
**Disch's Bärendreck-Caramels**  
**Disch's Lebenswecker**  
Die wegen ihrer hervorragend mildernenden Eigenschaft heute überall verlangten Hustenbonbons  
**J. Disch, Söhne, Othmarsingen (Aarg.)**



**Gelagerte Mettler-Seife**

...Seit ich Mettler's gelagerte Waschseife verwende, brauche ich kaum mehr die Hälfte. (Mettler's gelagerte Waschseife erkennen Sie am roten Garantieband mit dem Herstellungsdatum.) Allfälliger Bezugsquellennachweis durch die Seifenfabrik Rütli A.G. in Rütli (Zürich).

**Erschöpft**

mut- u. kraftlos, aufgeregt u. reizbar — einfach ein Jammer!!! Da hilft nun überraschend **Kräuternährsaff Herbora**. Zusehends kommt die Lebenslust wieder, Schaffensfreude und Unternehmungslust sind wieder da, man mag essen und kann schlafen, kurz, das Dasein ist wieder lebenswert.

Dieser Wundersaft enthält die aufbauenden und anregenden Bestandteile von mehr als 20 hochalpinen Pflanzen und 25jährige Erfahrung und Erfolg bestätigen seine Güte.

In Flaschen zu Fr. 5.— u. Kurflaschen zu Fr. 15.— in den Apotheken u. Drogerien, sowie beim Fabrikant A. Vetter & Co., Apoth. zu Reblouren, Bern & Man achte genau auf die Marke HERBORA.

**HERBORA**  
Kräuternährsaff  
stärkt auf natürlichem Weg!



**BUTAGAS**  
Das Gas überall in der blauen Flasche

Unverbindliche Auskunft durch  
Butagas A.-G., Zürich 6e

**L. Müller Corsets** BERN  
Spitalgasse 14  
Telephon 32.065  
Büsten- und Hüftenhalter etc.



**Sahil**  
Die Beste zu 70 cts 20 Stück

**nix geht über die ächte**



**Blauband Brissago** FABRICA TABACCHI IN BRISSAGO

# Der Aufstieg

Illustrierte Familienzeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung des Schweizervolkes

Erscheint wöchentlich

Verantwortlich für die Redaktion: Albert Berner — Herausgegeben von der Unionsdruckerei Bern

## Der Koffer der Großmutter

Kriminalroman von Leo Kipfer

(Nachdruck verboten)

5.

Ueber dem großen, geräumigen Hause lastete der Schatten des Todes. Man hatte den Lord in seinem Arbeitszimmer aufgebahrt. Von hier aus hatte er die wichtigsten Schlachten seines Lebens geschlagen, hier waren die Pläne, manchmal auch die Launen und Intrigen entstanden, die immer wieder eigenwillig und störend in das komplizierte Getriebe der inneren und auswärtigen Politik eingegriffen hatten.

Nachdenklich stand Kolly vor dem Mann, zu dem er so selten Vater gesagt hatte. Gerade jetzt wieder spürte er den tiefen Abgrund, der zwischen seinem Wesen und dem Charakter des Abgeschiedenen klastete und die Gedanken daran waren so störend, daß sie das nächstliegende Gefühl der Pietät so wenig wie wirklichen, inneren Schmerz aufkommen ließen.

Merkwürdig war auch, daß man ihn selbst jetzt noch, wo er doch in kürzester Frist Herr und Besitzer dieses Hauses und des ganzen Riesenvermögens werden mußte, wie einen unerwünschten Eindringling behandelte. In seiner ersten Erregung hatte er versucht, verschiedene Anordnungen zu treffen, aber sie waren vor dem würdigen Haushofmeister und der übrigen Dienerschaft stillschweigend ignoriert worden. Alles ging nach einem streng geregelten Zeremoniell vor sich, das Lord Vister selbst noch in allen Einzelheiten geregelt haben mußte, bevor er seinen Wirkungskreis für immer verließ.

„Wenn ich mich nicht täusche, habe ich die Ehre, Herrn Kolly Vister vor mir zu sehen“, rief eine salbungsvolle Stimme den nachdenklichen Erben aus seinen Betrachtungen.

Kolly drehte sich um. Vor ihm stand ein würdiger älterer Herr, der eine schwarze Altkmappe eng an den Körper gedrückt trug.

„Mit wem habe ich die Ehre?“

„Mein Name ist Joneffen, Cecil Gottfried Amadäus Joneffen, Notar und Rechtsanwalt. Ich war der juristische Berater Ihres verstorbenen Herrn Vaters in besonderen Angelegenheiten. Mit den laufenden Geschäften hatte Ihr seliger Vater ein großes Rechtsanwaltsbureau beauftragt, diffizile und persönliche Angelegenheiten gingen durch meine Hand. Im Auftrage des Verstorbenen habe ich Ihnen einige Eröffnungen zu machen, die aus gewissen Gründen jetzt schon erfolgen müssen, bevor der Verstorbene seine letzte Ruhestätte bezogen hat. Wir können uns vielleicht in einen andern Raum des Hauses zurückziehen und dort in aller Ruhe miteinander sprechen.“

„Ich stehe zu Diensten“, sagte Kolly trocken und ärgerte sich im gleichen Augenblick schon über die unpassende Phrase, die er diesem merkwürdigen Menschen gegenüber gebraucht hatte.

Von der ersten Minute an war ihm dieser schwarzgekleidete Herr äußerst unsympathisch, mit dem Instinkt des Sportmannes witterte er sofort einen Gegner, und er wußte auch schon, daß ihm

2

diesem Manne gegenüber alle bisher einstudierten Kampf- und Fechtmethoden nichts nützen würden.

Es entging ihm auch nicht, daß der trockene Haushofmeister dem juristischen Berater seines Vaters mit einer besonders tiefen Verbeugung die Türe zur Bibliothek öffnete, in der das Gespräch stattfinden sollte.

„Dem äußeren Anschein nach sind Sie nun der Haupterbe des großen Vermögens, das Ihr seliger Vater hinterlassen hat und sein Nachfolger in den verschiedenen Unternehmungen, die er geleitet hat“, eröffnete ohne weitere Umschweife der Notar die Unterredung.

„Was soll das heißen“, fuhr Kolly auf.

„Sie müssen sich etwas mehr Ruhe zulegen“, meinte salbungsvoll Cecil Joneffen.

„Ich verzichte auf Ihre Ratschläge!“

Der Kampf war eröffnet.

Zwei Menschen, die von jetzt an wußten, daß sie Todfeinde sein würden, saßen sich gegenüber.

„Wollen Sie mich nun anhören oder fehlt Ihnen die Sammlung für ein ernsthaftes Gespräch?“

„Reden Sie!“

„Ich sagte dem äußern Anschein nach, weil Ihr Herr Vater mit mir über die Möglichkeit sprach, daß noch andere Haupterben vorhanden sein könnten. Worauf er diese Annahme stützte, das entzieht sich meiner Kenntnis. Er hat die Klärung dieser Angelegenheit in andere Hände gelegt, es gehörte zu den besonderen Eigenheiten des Verstorbenen, sich nie von anderen in die Karten sehen zu lassen. Seine Aufträge bezogen sich immer nur auf ganz besondere Einzelheiten und auch ich habe jetzt nur den Auftrag zu erfüllen, Ihnen einen der letzten Wünsche des Verstorbenen zur Kenntnis zu bringen.“

„Wie lautet dieser Wunsch?“ fragte Kolly, als der Notar hier eine Kunstpause einlegte und in seiner Mappe zu kramen begann.

„Ihr Herr Vater möchte Ihr schriftliches Einverständnis dazu haben, daß die Eröffnung seines Testaments um ein halbes Jahr verschoben wird. In dieser Zeit sollen Sie sich jeden Eingriffes in die Vermögensverwaltung und in die geschäftlichen Angelegenheiten des Verstorbenen enthalten. Ob Sie inzwischen Ihre Studien auf der Universität zu einem gewissen Abschluß bringen oder es vorziehen, auf Reisen zu gehen, steht Ihnen frei. Das wie Sie ja wissen nicht sehr hohe Vermögen, das Ihnen Ihre Mutter hinterlassen hat und das bisher der Verwaltung Ihres Vaters mit unterstand, soll Ihnen zur Verfügung gestellt werden. In einem Briefe Ihres Vaters, den ich Ihnen hiermit überreiche“ — der Notar kramte ein Kuvert aus seiner Altkmappe und reichte es über den Tisch — „ist noch der Wunsch enthalten, daß Sie mit diesem Vermögen so verfahren, als ob Sie weiter nichts mehr zu erwarten hätten.“

Haftig überflog Kolly den Brief, der die Angaben des Notars in allen Punkten bestätigte.

„Und wenn ich mich weigere, diesen Wunsch meines Vaters zu erfüllen?“ fragte Kolly.

„Für diesen Fall sind andere Maßnahmen vorgesehen, die verhindern würden, daß Sie in den Genuß Ihres väterlichen Vermögens kommen. Aber der Verstorbene hatte keinen Zweifel darüber, daß Sie seinem Wunsche nachkommen werden — um die Familie und Ihren Namen vor einem öffentlichen Skandal zu bewahren, der dann unausbleiblich eintreten müßte.“

Ein dumpfer Zorn stieg in dem jungen Manne auf.

Endlich hatte er geglaubt, von der drückenden Form der Bevormundung frei zu sein, die seine Jugend überschattet hatte. Aber der Wille des Mannes, der aufgebahrt im Arbeitszimmer lag, schien den Zerfall seines Körpers überdauern zu wollen. Kolly spürte, daß er auch in diesem Falle nachgeben müsse, wie er in diesen letzten Jahren immer nachgegeben hatte, wenn sein jugendlicher Selbständigkeitsdrang mit den Anordnungen Lord Listers zusammengestoßen war.

„Was soll ich unterschreiben?“ fragte er etwas müde.

Schon hatte Cecil Jonesen einen wohlvorbereiteten Schriftsatz aus der Mappe gefischt. Kolly überflog den Text. Es war die Erklärung seines Einverständnisses mit der Verschiebung der Testamentseröffnung um sechs Monate und die Zustimmung zu dem Willen des Verstorbenen, daß während dieser Zeit die Verwaltung des Listerschen Vermögens drei Herren übertragen wurde. Neben dem Namen Jonesens leuchtete ihm der Name eines der bekanntesten Führers des öffentlichen Lebens entgegen.

Kolly unterschrieb.

## 6.

Bei der Beerdigung fiel es allgemein auf, daß der Sohn Lord Listers nicht unter den Leidtragenden war. Die ganzen Zeremonien wurden in frostiger Sachlichkeit abgewickelt, man spürte deutlich, daß keiner der Männer und auch keine der wenigen Frauen, die den Worten des Geistlichen gleichgültig zuhörten, durch wirkliche menschliche Beziehungen mit dem Verstorbenen verknüpft waren.

Am Ausgang des Friedhofes wurde John Stuart M. Stephenson, der sich aus einer gewissen Vorahnung heraus dem Leichenbegängnis angeschlossen hatte, von einem Manne am Armel gestreift, in dem er trotz der Verkleidung sofort seinen alten Freund und Konkurrenten Bailly von Scotland Yard erkannte.

Wenige Minuten später saßen die beiden Männer in einem kleinen Café.

Keiner von ihnen schien so richtig Lust zu haben, das Gespräch zu beginnen.

John Stuart spürte eine tiefe Abneigung in sich gegen die Möglichkeit, in diesen Fall hineingezogen zu werden. Daß es bereits ein „Fall“ war, daran zweifelte er seit der Auseinandersetzung mit seinem früheren Gehilfen Ben Ritchie nicht, und der Blick auf das bekümmerte Gesicht des Oberinspektors sagte ihm alles Uebrigere.

Bailly wußte wieder einmal nicht, wie man an eine delikate Aufgabe heranzugehen hatte, bei deren Lösung die üblichen Polizeimethoden nicht angewandt werden konnten.

„Was halten Sie von dem spurlosen Verschwinden des jungen Lister?“ platzte der Beamte schließlich heraus, nachdem er lange genug in seiner Tasse herumgerührt hatte.

„Er wird entweder krank sein oder sich auf Reisen befinden“, meinte gleichgültig der Meisterdetektiv und schaute gelangweilt durch die riesige Fensterscheibe auf die Straße.

Nur kein Interesse verraten! hämmerte er sich dabei innerlich in Gedanken ein.

Vielleicht konnte man doch noch erreichen, daß dieser Kelch vorüberging und die Polizei sich allein auf den Kriegspfad begab.

Die folgenden Worte Baillys zeigten ihm allerdings, daß diese Hoffnung nicht in Erfüllung gehen würde.

„Ich habe Auftrag erhalten, mich mit Ihnen in Verbindung zu setzen“, erklärte der Oberinspektor geradeheraus. „Sie allein haben die Möglichkeit, gewissermaßen privat die Nachforschungen zu betreiben. Vorläufig ist keinerlei Verbrechen bekannt, das eine offene Einmischung der Polizei rechtfertigen würde, und auf der andern Seite ...“

„Stehen sehr große politische Interessen auf dem Spiel!“ vollendete John Stuart den Satz.

„Sie wissen?“

„Leider bin ich nicht blind und taub geboren“, gestand der Meisterdetektiv. „In allen maßgebenden Kreisen des Landes wird

seit einigen Tagen nur darüber geflüstert, in welche Hände der mächtige Zeitungskonzern Lord Listers übergeben wird und ob mit dem Besitzwechsel eine Aenderung der bisherigen Methoden der Bearbeitung der öffentlichen Meinung erfolgen wird. Man hofft, der bestehende Nebenregierung durch den Verlust ihres stärksten Pfeilers eine entscheidende Schwächung zufügen zu können, um sie gelegentlich ganz zu beseitigen.“

„Ich sehe, Sie sind gut informiert!“

„Das bin ich immer. Aber es hat mich selten so wenig gefreut, wie in dieser Angelegenheit. Ich will nichts damit zu tun haben.“

„Dazu ist es bereits zu spät. Mir ist bekannt, daß Sie noch heute den formellen Auftrag erhalten werden, den Fall Lister zu übernehmen.“

„Also doch!“ seufzte John Stuart.

„Kein anderer Mensch kann es machen.“

„Und — was will man eigentlich übernehmen? Der junge Lister ist verschwunden, nachdem er sein schriftliches Einverständnis dazu gegeben hat, daß die Testamentseröffnung um sechs Monate verschoben wird.“

„Das wissen Sie auch schon?“

„Ich weiß alles!“

„Ach so, das hatte ich ganz vergessen!“ schnunzelte Bailly. „Dann wissen Sie vielleicht auch, wo sich Kolly Lister befindet?“

„Das ist seine Sache.“

„Nicht ganz. Wo Staatsinteressen auf dem Spiele stehen, treten die Rechte des Bürgers in den Hintergrund. Man hat Grund zu der Annahme, daß die sechs Monate Frist bis zur Eröffnung des Testaments zu irgendeiner Teufelei benutzt werden sollen. Von Kolly Lister ist bekannt, daß er fest entschlossen war, in persönlicher und politischer Beziehung mit den Traditionen seines Vaters zu brechen. Wir müssen ihn finden, das heißt, Sie müssen ihn finden und dazu bewegen, seine Einwilligung zur Verschiebung der Testamentseröffnung zurückzuziehen. Er muß in kürzester Frist die Erbschaft antreten ...“

„Wer sagt Ihnen, daß nicht noch andere Erben vorhanden sind?“

„Es sind keine vorhanden.“

„Und wenn Kolly Lister seine Zustimmung nicht zurückzieht?“

„Er wird sie zurückziehen, wenn ihm alle Tatsachen bekannt sind. Vorausgesetzt, daß er überhaupt noch am Leben ist.“

John Stuart horchte auf.

„Wie kommen Sie auf diese Vermutung?“

„Wir glauben, daß das Verschwinden des jungen Lords nicht freiwillig ist. Er ist gestern noch im Hause seines Vaters gesehen worden, von einer Krankheit kann nicht die Rede sein und über eine Reise hat er seinen besten Freunden gegenüber nichts geäußert. Wir haben eine Vermutung.“

„Dem hochwohlwöblischen Cecil Gottfried Amadäus Jonesen ist allerdings jede Schurkerei zuzutrauen“, bemerkte der Meisterdetektiv mehr zu sich als zu seinem Gegenüber.

„Ich sehe, Sie sind im Bilde. Auf baldiges Wiederhören also in dieser Angelegenheit.“ Oberinspektor Bailly bezahlte und ging. John Stuart M. Stephenson dagegen saß noch lange, in keineswegs erfreuliche Gedanken verfunken, auf seinem Platz.

„Armer Ben!“ murmelte er vor sich hin, nachdem er sich die ganzen Zusammenhänge klar gemacht hatte.

Dann ging er auch.

## 7.

„Was hast du eigentlich in diesem kleinen Koffer für Geheimnisse verborgen, Großmutter?“ fragte das junge Mädchen. „Er hat mich schon als ganz kleines Kind interessiert, aber ich wagte niemals, dich danach zu fragen.“

„Du hättest auch keine Antwort bekommen!“ ächzte die Kranke und stützte sich mühsam auf die Ellenbogen. „Vielleicht erzähle ich dir einmal davon — aber nicht heute, nicht jetzt, erst dann, wenn ich mit allem abschließen muß, was einmal war.“

„Sie scheint nicht zu ahnen, wie schlimm es um sie steht, dachte das Mädchen bekümmert und doch auch darüber froh, daß die Kranke so zäh daran glaubte, sie werde noch einmal auf die Füße kommen. Auch sie hatte bisher immer noch geglaubt, aber gestern hatte ihr der Arzt in schonender Weise beigebracht, daß keine Hoffnung mehr vorhanden sei.“

Rasch stellte Heidi das Köfferchen wieder an seinen Platz, dicht beim Bette der alten Frau, wo es gestanden hatte, soweit ihre Erinnerung zurückreichte. Dann machte sie sich daran, der Kranken eine leichte Suppe zu kochen, das einzige, was Frau Hornacker seit Wochen zu sich nehmen konnte.

Die Gedanken darüber, was sie eigentlich anfangen sollte,

## Monatliche Bezahlung der Kasse

Postabonnenten, die aus diesem oder jenem Grunde den «Aufstieg» monatlich bezahlen möchten, können den in Betracht fallenden Betrag jeweils Anfang jedes Monats auf jedem beliebigen Postbureau auf unser Postcheckkonto III 525 einzahlen.

Damit in der Versicherung kein Unterbruch eintritt, muss die Einzahlung jeweils pünktlich auf den 1. jedes Monats erfolgen. Verspätete Einzahlungen haben den Verlust jeden Versicherungsanspruches zur Folge. Verlag des «Aufstieg».

wenn nun auch die Großmutter an die Seite der Eltern auf dem kleinen Gottesacker gebettet würde, gingen ihr während der gewohntesten mechanischen Hantierung in der Küche nicht aus dem Kopf. Vater und Mutter hatte Heidi kaum mehr gefasst, beide waren in jungen Jahren einer der häufigen Grippeepidemien der Nachkriegszeit erlegen. Die kräftige und resolute Großmutter hatte das Mädchen aufgezogen, ein kleiner Gemüsehandel bildete die Basis der bescheidenen Existenz der zusammengeschrumpften Familie. Eine gute Schulbildung hatte es für das jetzt neunzehnjährige Mädchen doch gereicht, das große Entgegenkommen, das die Stadt Zürich intelligenten Kindern und besonders Waisen erwies, hatte sein gut Teil dazu beigetragen. In einer großen Handelsfirma hatte Heidi die fremdsprachige Korrespondenz besorgt, bis die Krankheit der Großmutter sie zwang, daheim zu bleiben.

Irgendwo in ihr medelte sich eine leise Stimme und sprach davon: man sollte doch einmal hinaus in die Welt. Generationen hindurch hatten die Hornackers sich in den verschiedensten Erdteilen und Ländern herumgetrieben, erst die Großmutter war mit einem zwölfjährigen Sohn wenige Jahre vor Ausbruch des europäischen Krieges in die alte Heimat zurückgekehrt.

Schon damals hatte Heidi versucht, aus der alten Frau über ihre Erlebnisse in der weiten Welt draußen etwas herauszuloden; es war vergebens. Die sonst so gutmütige Gemüsehändlerin verlor ihre gute Laune, wenn man auf dieses Thema kam und war dann Tage hindurch kaum zu ertragen. Lange hatte Heidi auch darüber nachgedacht, weshalb einige Nachbarnfrauen, wenn sie sich unbeobachtet wähten, der Großmutter den Spitznamen „die Engländerin“ gaben. Die Herkunft dieses Namens blieb genau so dunkel, wie die Erklärung dafür, daß die Großmutter mit Vorliebe englische Bücher und Zeitungen las und mit der deutschen Grammatik auf dem Kriegsfuß lebte, den Zürcher Dialekt auch nur mit Mühe und sehr unvollkommen sprach.

In diesem Milieu war es ganz selbstverständlich, daß auch Heidi in weit stärkerem Maße als ihre Altersgenossinnen sich für die Ereignisse und Zustände im Auslande interessierte und die Sehnsucht nach dem Flug in die Weite still behütet in sich trug. Mit den jungen Männern, die auch ihren Weg kreuzten und von denen verschiedene ernsthafte Anstrengungen gemacht hatten, ihn zu teilen, konnte sie nicht viel anfangen. Das kam noch immer früh genug. Die berühmte „Liebe auf den ersten Blick“ war ihr noch nicht begegnet, und ihr tüchtler Verstand zweifelte bereits daran, daß es so etwas überhaupt gibt.

Die Suppe war inzwischen fertig geworden, und das junge Mädchen brachte sie der Kranken. Diese war an diesem Vormittag besonders aufgeregt. Immer wieder schaute sie nach der Tür, als erwarte sie, dort jemand eintreten zu sehen. Einmal hatte sie auch nach dem Briefträger gefragt, um den sie sich nicht gekümmert hatte, soweit Heidi zurückdenken konnte. Er brachte ja doch immer nur die üblichen Reklamedruckfachen, einmal im Jahr eine Abrechnung von der Sparkasse, ab und zu eine Rechnung.

Die Suppe rührte sie nicht an.

„Wenn er kommt, dann führe ihn sofort zu mir“, flüsterte sie jetzt, und das Mädchen sah am Glanze ihrer Augen, daß die Großmutter im Fieber sprach. „Er hat es mir versprochen, und ich habe gewartet. Jetzt ist er auf dem Weg zu mir, ich spüre es deutlich.“

Die Kranke fiel in einen leichten Halbschlummer, Heidi hatte sich an ihr Bett gesetzt und hielt die welke, runzelige Hand, die ihr so viel Liebes und Gutes getan hatte. Plötzlich war ein großes Heimweh und eine große Angst in ihr. Ohne daß es ihr bewußt wurde, liefen ihr die salzigen Tränen über die Wangen. Um die Kranke nicht aufzuwecken, hielt sie sich ganz ruhig, und dabei war ihr doch, als sollte das Herz zerpringen.

Die alte Uhr über der eichenen Kommode tickte ruhig und gleichmäßig.

Als der Arzt kam, um nach seiner Patientin zu sehen, war die Gemüsehändlerin Hornacker in den ewigen Schlaf hinüber-

geschlummert. Ueber die Geheimnisse des kleinen Koffers hatte sie der Enkelin nichts mehr erzählt.

8.

„Sie nehmen also an, daß dieser Ben Kitchen mit einer geheimen Mission unterwegs ist, die ihm Lord Lister kurz vor seinem Tode erteilt hat?“ Der Sprecher, ein sehr korrekter Herr, der den obersten Kreisen anzugehören schien, spielte nervös mit der Zigarettenbox, die vor ihm auf dem grünbespannten Tische lag.

„Dieser Detektiv hat als Letzter mit dem Lord gesprochen. Ich hatte nicht mit der Möglichkeit gerechnet, daß Lister noch imstande war, zu telephonieren, sonst hätten wir einen genauen Bericht über die Unterhaltung. Er hat den Zeitpunkt benützt, in dem der Haushofmeister die letzten Vorkehrungen auf der Bank traf — dies mußte geschehen, bevor der Lord gestorben war, da sonst eine Anweisung der Unterschrift erfolgen konnte. Lister war also im Bilde über unser Ueberwachungs-system und hat seine letzte Kraft dazu benützt, unsere Pläne zu durchkreuzen.“

Cecil Soneffen, in dessen Bureau die Unterhaltung stattfand, machte eine Kunstpause.

Es gehörte schon einige Phantasie dazu, um diesen Raum als Bureau zu betrachten. Ein schmales Zimmerchen, zwei Meter in der Breite und drei in der Länge, das war alles. Die sonst bei Advokaten üblichen Aktenschränke und aufgestapelten Bündel verjährt und laufender Prozesspapiere fehlten vollständig. Außer dem in der Mitte stehenden Tische, der aus einem Spieltisch zu stammen schien, einigen Stühlen und einem lächerlich kleinen Damenschreibtisch befand sich nichts im Zimmer.

„Auf welche Spur glauben Sie, hat der Alte den Detektiv gehebt?“ bequeme sich endlich Lord Stanfield zu fragen. „Sollte er am Ende noch Gewissensbisse bekommen haben und einen Versuch unternommen haben, unsere Pläne zu stören? Wollte er als sogenannter ehrlicher Mensch sterben und die Tatsache ungeschehen machen, daß er seit Jahren in unsern Händen war und unsere Politik machte? Er hat doch freiwillig zugestimmt, daß wir in den kommenden sechs Monaten, die für uns entscheidend sein werden, den Zeitungskonzern weiter beherrschen und hat doch diesen famosen Brief an Rolly geschrieben, der die formelle Möglichkeit dazu gibt. Was wollte er also?“

„Ich war erstaunt über die Bereitwilligkeit, mit der er auf meine Vorschläge in diesem Punkte einging. Gewiß stand auf meiner Seite die Drohung, alle Karten aufzudecken und ihn noch im Grabe aus der Liste der Gentlemen streichen zu lassen — auf der andern aber stand das Interesse, den Sohn aus den Schlingen fernzubehalten, die den Vater gefangen hielten. Er muß noch eine andere Hoffnung im Hintergrunde gehabt haben — vielleicht ist Rolly gar nicht sein einziger Erbe.“

„Sie meinen, daß er den Detektiv damit beauftragt hat, andere Erben ausfindig zu machen? — Ja, dann wäre uns gar nicht viel geholfen damit, daß Rolly verschwindet!“

„Verschwunden ist!“ berichtete ruhig der Notar. „Uebrigens beginnt sich bereits die Polizei für den Aufenthalt des jungen Mannes zu interessieren. Nicht offiziell, aber indirekt — ein gewisser John Stuart hat heute nacht ohne Anmeldungen mein Bureau besichtigt.“

„Verflucht!“

„Keine Ursache zur Aufregung. Ich war darauf gefaßt. Schließlich ist das Interesse daran zu groß, den Zeitungskonzern unserem Einfluß zu entwinden, als daß man nicht alles versuchen würde, den Erben aufzustöbern und dahingehend zu bearbeiten, daß er sofort die Erbschaft antritt. Ich habe damit gerechnet, und es hat sich jetzt bestätigt, daß meine Maßnahmen gegen Rolly notwendig waren.“

„Unsympathisch bleibt dies auf jeden Fall.“

„Im Kampfe um die Macht sind Sympathien eine störende Beigabe, auf die man verzichten muß. — Doch lassen wir das! Die Gefahr droht jetzt noch von einer anderen Seite, und ich habe daher alle Maßnahmen getroffen, um diesem Ben Kitchen seine Aufgabe zu erschweren — sobald wir genau wissen, daß sie in der vermuteten Richtung liegt. Für diesen Zweck sind weitere Geldmittel notwendig, der letzte Scheck Listers deckt gerade die normalen Ausgaben für die nächste Zeit.“

„Wieviel brauchen Sie?“ fragte der Lord, und seine Stirne zog sich in Falten.

„Fünftausend Pfund werden fürs erste genügen.“

Die Feder des Lords hatte es durchaus nicht eilig und stockte wiederholt, als sie über das Scheckformular glitt.

(Fortsetzung folgt.)



*Thorberg ist umgeben von herrlichen grossen Waldungen. Scheinbar ein ideales Gebiet für Fluchtversuche. Wer aber flieht, muss suchen, unter die Leute zu kommen, und es nützt ein Umherirren in diesen Waldungen nichts. Zudem ist ein Verirren hier gut möglich. Das hat einst ein flüchtiger Sträfling erfahren, der nach tagelangem Umherirren restlos die Orientierung verloren hatte und plötzlich feststellen musste, dass er hübsch im Kreise marschiert war, denn zu seiner grenzenlosen Verwunderung befand er sich wieder ob Krauchthal.*

## Die goldenen Berge

Von M. Pritchwin. Aus dem Russischen übersetzt von N. M.

Die vorliegende Erzählung versetzt den Leser in die Zeit vor der russischen Revolution. Die darin vorkommenden Menschen, Verhältnisse und Anschauungen sind vom Verfasser unübertrefflich echt geschildert.

Welch ein Verlangen erweckt es, vom Fenster des Eisenbahnwagens aus zu betrachten, wie sich der trockene, von der schweligen Sohle des Menschen getretene Pfad hinzieht, wie ihn eine Mauer von Roggen zurückhält, behütet, wie er fast schnurgerade verläuft; sobald aber die Felder aufhören, ändert er wie ein launenhaftes Kind beständig die Richtung über waldige Lichtungen, zwischen Baumstümpfen, Sträuchern, Blumen, Kamillen, lilafarbigem Glöcklein hindurch. Auf dem Pfad geht ein Mann mit einem großen Sack. Der Glückliche! Mit welcher Freude hätte ich ihm seinen Sack abgenommen und meinen Platz auf dem weichen Polster verlassen!

Wahrhaftig, manchmal wäre es einem wöhrer und viel leichter, mit einer Last am Rücken auf einem getretenen Pfad zu wandeln, als auf einem samteneu Polster des Schnellzuges einem schwierigen Menschen gegenüberzusitzen und sich nicht zu getrauen, als

erster ein Wort zu sagen. Und dabei kommt es einem nicht in den Sinn, daß dieser schwierige Mensch selbst ein leichtes, fröhliches Gespräch erwartet und froh wäre, nur irgendwas zu hören. Aber wie könnte der aus dem Gymnasium ausgeschlossene Junge so etwas begreifen! Der merkwürdige Onkel hing wie eine Last über ihm und drückte ihn.

Man fuhr durch schwere Schwarzerde, durchschnitten von breiten Landstraßen und schmalen Nebenwegen. Während des ganzen Tages fragte der Onkel ein einziges Mal:

„Bist du jemals auf der Eisenbahn gefahren?“

„Nein, Onkel, ich bin noch nie gefahren.“

„Nun, da fährst du jetzt also. Wundere dich.“

Man fuhr jetzt über leichten, hellen Boden. Den ganzen Tag hindurch eilten vor dem Fenster kleine Wäldchen an Bächen vorüber, Scharen von Gänsen, stille Teiche, Lichtungen mit wenigen schlanken, unverfehrt gebliebenen Birken. Auf der Fahrt über diesen leichten Erdboden sagte der schwierige Onkel während des ganzen Tages wieder ein einziges Mal:

„Da haben schon die Wälder begonnen.“

„Ja, Onkel, sie haben begonnen. Wo aber endigen sie?“

Nachdem der Onkel nachgedacht, sagte er:

„Sie endigen nirgends.“

Und wieder trat Schweigen ein. Auf einer Station kaufte der Onkel die Zeitung „Russkija Wjedomosti“ und las darin bis zum Abend, dann machte er sich beim Kerzenlicht noch an die Inserate und fragte plötzlich ganz unerwartet:

„Was heißt das: En-zj-flo-pe-di-sches Lexikon?“

Der Junge war über die gestellte Frage sehr erfreut und löste seine Zunge.

„Kennen Sie, Onkel“, fragte er, „zum Beispiel das Wort Algeb-ra?“

„Was ist das?“

„Es ist wie Arithmetik, nur werden anstatt Zahlen Buchstaben verwendet.“

„Ja was! . . .“

„Im enzyklopädischen Lexikon ist alles über Algebra gesagt und über jedes Wort, das einem nur in den Kopf kommt; wenn das Gedächtnis ausreichen würde, brauchte man nur das Lexikon auswendig zu lernen, um alles zu wissen.“

„Dann muß man es also studieren“, sagte der Onkel. „Und gibt es im Lexikon zum Beispiel auch das Wort ‚Dampfer‘?“

„Nicht nur das Wort ‚Dampfer‘ überhaupt, sondern alle unsere russischen Dampfer sind mit den Namen angeführt, und gewiß enthält es auch Ihren Namen.“ (Der Onkel war nämlich Dampferbesitzer in Sibirien.)

„Ohne Spaß? Es wäre gut, alles auswendig zu lernen!“

„So etwas ist unmöglich, Onkel; denn das große Lexikon von Brockhaus und Efron besteht aus vielen Bänden.“

„Ach, dummes Zeug, wenn man will, kann man alles. Da hast du die Zeitung, schneide das Inserat heraus und erinnere mich in Nischnij-Nowgorod: wir wollen dort das Lexikon kaufen.“

„Es gibt ein kleines Lexikon von Pawlenco. Wäre es nicht besser, zuerst dieses kleine zu kaufen?“

„Was wohl noch! Merke dir die Regel fürs Leben und präge sie dir ein: Stell dich niemals auf den zweiten Platz! Verstanden?“

„Verstanden, Onkel, und das gefällt mir. Aber wenn man es nicht zum ersten Platz bringt?“

„Dann bleibe ein Narr und ordne dich einem Klugen unter. Ferner sollst du wissen, daß, wenn du langsamer fährst, du weiter sein wirst — von jenem Ort, wohin du fährst.“ (Ein russisches Sprichwort besagt indessen: „Fährst du langsamer, wirst du weiter kommen.“) „Verstanden?“

„Verstanden, Onkel.“

„Und noch eines — und das ist die Hauptsache: trinke nicht aus dem Brunnen, — damit du, wenn nötig, darein spucken darfst.“ (Eine Umstellung des russischen Sprichwortes: „Spucke nicht in den Brunnen, du wirst vielleicht noch einmal daraus trinken müssen.“) „Verstanden?“

„Nein, das habe ich nicht verstanden.“

„Wirst leben und dann verstehen; jetzt behalte nur, was der Onkel dir sagte: trinke nicht aus dem Brunnen, damit du, wenn nötig, darein spucken darfst.“

Und wieder schwiegen sie bis Nischnij-Nowgorod. Dort kauften sie das große Lexikon und bestiegen dann den Dampfer.

Das Lexikon rettete den Gymnasiasten vom sonderbaren Onkel. Dieser war hier sicher schon hundertmal vorübergefahren, und die Fahrt auf einem fremden Dampfer war für ihn ohnehin uninteressant, — jetzt sah er den ganzen Tag in seiner Kabine und lernte fleißig im Lexikon, beginnend mit dem Buchstaben A. Der Junge schlüpfte in sämtliche Mäuselöcher auf dem Schiff und fragte wie ein kleiner Knabe die Leute über alles, was er sah, aus:

„Was sind das für schaukelnde Regal auf dem Wasser, oben mit Laternen? Wozu schwimmen die Leute auf zusammengebundenen Balken? — Was führt diese große Barke mit sich?“

„Lebendige Fracht: Leute, die nach Sibirien übersiedeln.“

„Wohin fahren sie denn?“

„Nach den goldenen Bergen.“

Sprach dieser Mann im Ernst oder spaßte er? Der Junge getraute sich nicht, ihn nochmals zu fragen — er würde ihn vielleicht nur auslachen, aber er mußte unbedingt Bescheid wissen: denn plötzlich könnte es sich herausstellen, daß es wirklich goldene Berge gibt, und daß Leute dorthin auswandern, — er hatte davon gehört und nichts Näheres darüber erfahren. Da sah er einen Mann sitzen — hochgewachsen, mager, mit einem Ledergürtel umschnürt, der in einem solch umfangreichen Buche, wie er noch keines in seinem Leben gesehen hatte, las, — den hätte er fragen können, aber dieser Mann schien so streng. Nein, unmöglich, ihn zu fragen. Auf der andern Seite des Dampfers, in einer Kabine der ersten Klasse, saß am Fenster der Onkel und lernte ebenfalls in seinem mächtigen Buche. Sollte er etwa den Onkel fragen? Nein, nein! Dieser würde ihn doch zwingen, sämtliche Wörter mit dem Buchstaben A laut vorzulesen. Da war es



Niemand wird bestreiten wollen, dass Thorberg landschaftlich sehr schön liegt.

Ganz besondere Sorgfalt verwendet man in Thorberg auf den Gemüsebau.

schon besser, den unbekannten Mann zu fragen. Nach einigem Zaudern entschloß er sich und ging auf ihn zu.

„Was für ein Buch lesen Sie da, Onkelchen — darf man Sie fragen?“

„Man darf: das Margarete-Buch.“

„Das ist ein großes Buch!“

„Ein Pud und zehn Pfund schwer.“ (20 Kilogramm.)

„Haben Sie es gewogen?“

„Das Buch ist nicht mittelst staatlicher Waage gewogen und nicht mit dem staatlichen Arschin gemessen worden.“ (Arschin, zirka 0,7 Meter.)

„Darf ich Sie noch etwas fragen? Ich hörte hier auf dem Schiff, daß Ueberfiedler nach den goldenen Bergen fahren; in der Geographie gibt es aber keinen solchen Namen. Was meinen Sie, — gibt es wirklich goldene Berge?“

„Was weiß die weltliche Wissenschaft? Kann man etwa den Sand der Wolga zählen, und wozu ist es nötig? Aber weiße Gewässer gibt es.“

„Weiße Gewässer? Ich fragte Sie nach den goldenen Bergen.“

„Die goldenen Berge stehen auf den weißen Gewässern.“

„Wo sind denn die weißen Gewässer?“

„Das kann ich nicht sagen. Wenn du mit gläubigem Herzen gegen Osten zu wanderst, so wirst du die weißen Gewässer finden und auf ihnen die goldenen Berge.“

Der Junge schwieg, betrübt, verwirrt: er hätte nie geglaubt, daß es auf der Welt erwachsene Menschen gebe, die so lebten, wie er es sich in der ersten Klasse des Gymnasiums geträumt, als er sich anschickte, nach Asien zu entfliehen, um unbekannte Gebiete zu entdecken.

„Hast du noch etwas zu fragen?“ sagte dieser merkwürdige Mann.

„Woher kommen Sie?“ — fragte der Junge.

„Dieses, Kind, werde ich dir nicht sagen: wir, Gottes Pilger, haben keine Heimstätte.“

„Und wohin fahren Sie? Darf ich das fragen?“

„Das darfst du: ich fahre nach Kitesch, der unsichtbaren Stadt.“

„Wie — unsichtbar?“

„Kitesch war einst eine große Stadt, aber durch Gottes Geschehenlassen und infolge unserer Sünden ist sie verschwunden und unsichtbar geworden.“

„Wie kommen Sie denn dorthin?“

„Ich gehe, Kind, gehe immerzu, bete fortwährend und hoffe: wer gerecht ist, der kommt an, und die heilige Stadt öffnet sich ihm. So muß man auch betend nach den weißen Gewässern ziehen: wer gerecht ist, kommt an und sieht die goldenen Berge ... Nun, hast du noch etwas zu fragen?“

Der Junge begann zu lachen, er wollte noch manches fragen, aber der Pilger verstand ihn nicht; nachdem dieser das Schnürlein der Brille hinter dem Ohr zurechtgemacht, fuhr er fort, in seinem mächtigen Buche zu lesen.

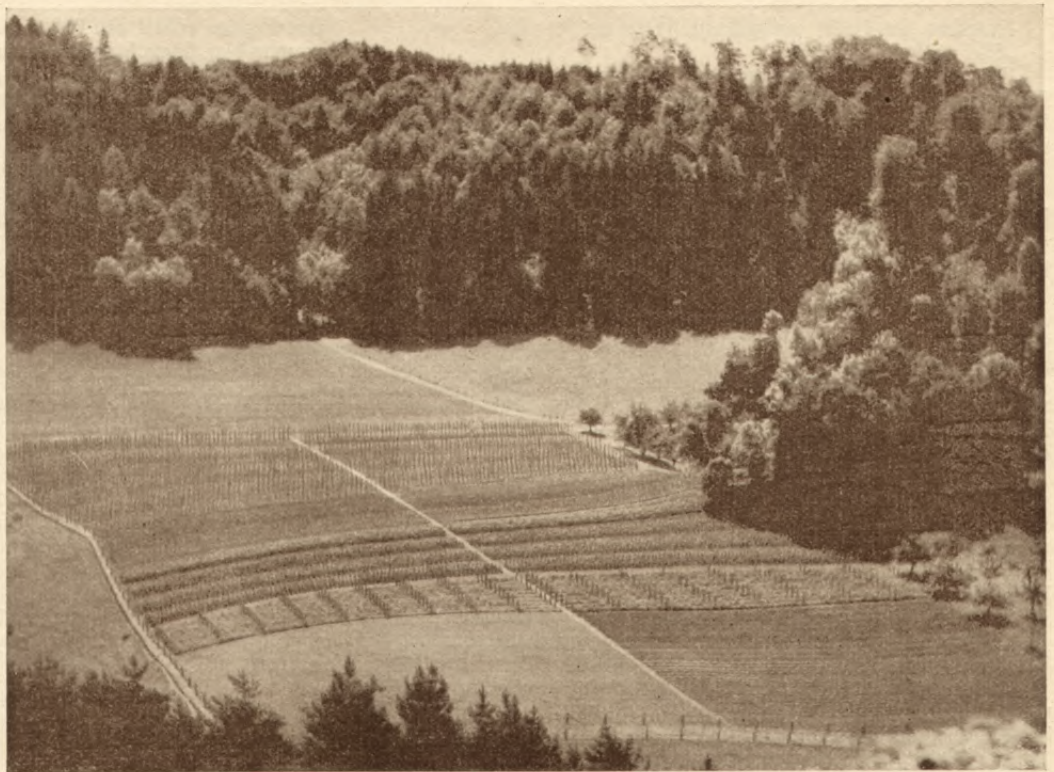
Bei der Kabine des Onkels blieb der Junge schüchtern vor dem Fenster stehen und hielt so das Licht ab.

„Was möchtest du?“ fragte der Onkel.

„Ich hörte reden von den goldenen Bergen. Gibt es irgendwo auf der Welt goldene Berge, Onkel?“

„Natürlich. Das Altaj-Gebirge wird als goldene Berge bezeichnet, meine Dampfer führen Ueberfiedler dorthin.“

„Und mir hat man soeben gesagt, daß sie sich auf gewissen



weißen Gewässern befinden. Gibt es vielleicht auch solche in der Geographie?“

„Nein, die gibt es nicht; sicher hat dir ein Altgläubiger davon erzählt; wieso hast du übrigens von deiner Mutter nichts darüber vernommen, — wir waren doch früher auch Altgläubige, und ich selbst geriet nach Sibirien mit Leuten, die an die weißen Gewässer glaubten. Das sind alles Märchen. Schlage dir diese Dummheiten aus dem Kopf. Die Wissenschaft gibt auf alles eine Erklärung, glaube an die Wissenschaft, lerne, und du wirst alles wissen. Halt, die Beschreibung des Altaj steht doch da bei uns im Lexikon, komm her, lies, und ich werde zuhören.“

Das Vorlesen dauerte eine Stunde, zwei Stunden ... Der Dampfer hielt an einer kleinen Landungsstelle.

„Nun gehe jetzt ein wenig, schau zu, atme auf“, entließ der Onkel den Jungen.

Dieser bemerkte dann, wie der Pilger mit seinem mächtigen Buch über den Landungssteg ans Ufer ging und auf dem Pfad über eine blühende Wiese wanderte. Wie gerne hätte er den weichen Polster der Kabine I. Klasse und den schwierigen Onkel mit seinem schrecklichen Lexikon verlassen, um mit jenem Pilger irgend-einer unsichtbaren Stadt entgegenzuwandern! Aber wie, wenn auch der Pilger ihn gezwungen hätte, ihm aus seinem mächtigen und sicher ebenfalls furchtbar langweiligen Buch vorzulesen?

Nach der Fahrt über die Rama (Nebenfluß der Wolga) führte sie die Eisenbahn über das Ural-Gebirge. Der Zug kroch unmerklich von einem Berg auf den andern, und immer wieder sah man ringsherum nur Wälder, manchmal Täler mit hohem blühendem Gras. Eine kühne, handliche Sense blitzte auf, dahinter schritt eine sanfte Frau mit einem Heurechen. Der Mann mähte, die Frau sammelte, — als das ewige Paar, das ergeben das Gebot erfüllt: im Schweiß deines Angesichts sollst du die Erde bebauen.

Plötzlich hörte das biblische Bild auf, und es zeigte sich ein anderes, von dem in der Bibel nichts steht. Auf einem Geleise sah man einen Güterwagen, darauf mit Kreide geschrieben: „Geheizter Raum für Menschen“. Aus dem winzigen Fensterchen streckte sich ein zerzauster Kopf mit Bart heraus, daneben ein anderer Kopf, in ein baumwollenes Tuch gehüllt. Sie schauten wie Pferde aus einem dunklen Hof in den hellen Tag. Auch diese zwei bildeten das ewige Paar — Adam und Eva. Man hat sie aus dem Paradies vertrieben, wo es ihnen so gut ging. Eva betrachtete die Finstern, bewaldeten kegelförmigen Ural-Berge und sagte zu ihrem Alten:

„Wenn wir nur ein wenig Land in Postawa gehabt hätten, wäre ich nicht in dieses Teufelsgebiet gefahren.“





Der Heuet bringt auch in Thorberg vermehrte Betriebsamkeit.

Jemand interessierte sich für die beiden und fragte den Biletteur:

„Aus Sibirien zurückkehrende?“

„Nein, sie fahren dorthin. Bis zum Herbst fahren alle Uebersiedler nach Sibirien auf der Suche nach neuen Stätten, dann vom Herbst an bis zum Vorfrühling — kehren sie zurück. Wer dorthin zieht, glaubt in den goldenen Bergen Gold zu finden; wer zurückkehrt, schüttelt sein lumpiges Gewand und schlägt Läuse tot.“

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung, und ein Vorhang schien sich zu öffnen: das erste, biblische Paar mähte direkt beim Grenzpfiler, auf dem geschrieben stand „Europa“.

„Asien“ — gelang es noch dem Jungen die Ueberschrift auf der andern Seite des weißen Pfeilers zu entziffern.

Später begann der Zug langsam in die Niederungen hinunterzufahren. Lange lief er über eine große Ebene, die von Streifen Wald bedeckt war. Immer seltener zeigten sich dazwischen Lichtungen, und endlich schloß sich alles zusammen, links und rechts zu einem undurchgänglichen Dickicht, — es begann die große sibirische Tajga (d. h. dichtester Wald). Bald endigte auch der Schienenweg, und mit ihm die letzten warmen Gefühle in Verbindung mit den heimatischen Bildern. Ueber der riesigen sibirischen Tajga steht mit unsichtbaren Buchstaben geschrieben:

„Sei kalt — oder heiß!“

Die Uebersiedler lud man direkt auf dem Schienenweg ab; sie waren in Lumpen gehüllt; merkwürdigerweise führten alle soviel Unnötiges mit sich, — eine Dorffrau schleppte von Poltawa weg sogar einen Bündel Rienspan für den Samowar mit sich in die Tajga. Der Zugführer schritt widerwillig und vorsichtig zwischen den auf der Erde liegenden Menschen, wie wenn er sich fürchtete, seine glänzenden Stiefel an ihnen zu beschmutzen. Er sagte zu jemandem:

„Das ist die vorteilhafteste Fracht für den Dampfer — sie wird nicht durchnäßt und nicht gestohlen.“

Das Schiff „Swan Astachow“ stand unter Dampf. Die Uebersiedler lud man in eine Barke auf, ebenfalls Petrol in mächtigen Fässern. Die vielen Leute, die dabei halfen, waren besonders zerlumpt, mit dem düsteren Siegel der Tajga auf der Stirn: „Sei kalt — oder heiß“; sie glichen nicht im mindesten dem warmen Adam und Eva. Auf seinem eigenen Dampfer war der Onkel ein ganz anderer Mensch; er schwieg wieder wie früher, und schrecklich lastete dieses Schweigen auf seiner Umgebung.

Auf der Fahrt erschreckte der Dampfer durch sein Pfeifen wilde Enten, Gänse und Schwäne; bei jedem Halt ging der Onkel zur Landungsstelle; genau gleich Zerlumppte, wie zu Beginn der Fahrt,

umringten ihn und baten leise um etwas; dann lud er sie auf die Barke zu den andern Uebersiedlern.

„Was sind das für Menschen?“ fragte der Junge den Onkel.

Dieser maß ihn von oben her mit einem Blick, wie wenn er sagen wollte: „Welches Hündlein!“ Dann schien er sich aber zu befinnen und sagte:

„Wenn du ein Rätsel erraten kannst, — so werde ich es dir sagen, wenn nicht, so wage es niemals wieder, mich mit deinen Fragen zu belästigen, sei kein Narr und finde es selbst heraus.“

„Was für ein Rätsel meinen Sie denn?“

„Wie kommt man über einen undurchgänglichen Sumpf?“

„Ein sonderbares Rätsel — denn Undurchgängliches kann man nicht überschreiten!“

„Und doch kann man es; errate, ich werde bis zwölf zählen: eins, zwei, drei, vier ...“

„Vielleicht im Winter auf Skis?“

„Bravo!“ sagte der Onkel, und sein Gesicht leuchtete auf.

„Wer sind also diese merkwürdigen Menschen?“

„Frühere Gefängnisinsassen“, sagte der Onkel.

Und auf die stumme Frage des Jungen fügte er hinzu:

„Tajga-Bewohner: Räuber, Diebe, Zerlumppte mit gelben Pässen.“

„Wohin führen Sie sie denn?“

„Ich führe sie zu mir, um meine Schiffe zu bauen.“

„Aber sie haben doch gelbe Pässe?“

„Nun, was ist dabei? Du selbst hast auch ein gelbes Gymnasiumzeugnis. Verstanden? Frage mich überhaupt nichts mehr und finde selbst heraus. Setzt noch ein anderes Rätsel: das erste heißt Krebs, das zweite se, wie heißt das ganze?“

„Krebse, Onkel.“

„Also, gehen wir Krebse essen.“

Auf dem entfernten Ufer sah man zwischen Baumstämmen irgendein Lebewesen, ähnlich einem Menschen, das mit den Armen Zeichen machte. Die mächtigen Baumstümpfe waren vom schwarzen Wasser überschwemmt, von welchem ein weißer Dampf aufstieg. Diese Baumstümpfe zogen sich fast bis zum Horizont hin, wo man noch einen blauen Streifen von der Hade unberührter Tajga wahrnahm, die wohl auch ebenso von schwarzem, rauchendem Wasser überschwemmt war.

Die Gestalt winkte und winkte. Man sandte ein Boot hin und verlangsamte den Gang des Dampfers. Da kroch schon die Gestalt über den Schiffsteg auf das Deck und bald erklärte sich alles: es war ebenfalls ein zweiter Adam aus dem Gouvernement Khasan, der von seinen Landsleuten ausgesandt worden war, um in Sibirien Land für sie zu suchen. Man fragte ihn, ob er Land gefunden hätte.

Der Mann breitete die Arme aus:

„Weit und breit habe ich gesucht, es gibt kein Land.“

„Wieso gibt es denn kein Land?“ konnte sich dabei der Junge nicht zurückhalten. „Ringsumher ist doch alles Land und Land.“

Alle lachten.

„Nein, Jüngling“, sagte der Bauer aus Khasan, „das ist alles kein Land, man müßte zu diesem Boden noch viel Kapital haben, damit er richtiges Land würde.“

„Weshalb sucht Ihr denn Land? Sucht doch Kapital!“

„Ein geistreicher Jüngling!“ lachte der Bauer.

Und alle begannen zu lachen.

Der Junge begriff nicht, warum alle lachten und warum inmitten der unermeßlichen, von niemand bebauten Gebieten alle schrien: „Boden, Boden!“ und niemand rief: „Kapital, Kapital!“

Auf der weiten Fahrt veränderte sich nach und nach die Gegend entlang den Ufern, und als der Junge eines Morgens auf Deck kam, erkannte er die Gegend nicht wieder: von der Tajga war keine Spur mehr zu sehen. Die Steppe lag ausgebreitet da, wie es schien, über die ganze Welt, und zwar nicht Steppe, wie sie der Volksdichter Kolzow beschrieb — gelb, mit ganz niedrigem Graswuchs, den das Auge kaum vom Sand unterscheiden konnte, war es eine Steppen-Wüste, unendlich wie der Ozean; auf ihr blitzten unzählige Augen von hellen Salzseen mit furchtbaren violetten Rändern.

Viele Ueberfiedler von der Art des zweiten Adam stiegen hier aus. Vom einem Ufer des mächtigen Flusses zum andern führte ein sogenanntes „Flugzeug“, — ein Floß mit Rädern, wie bei einem Dampfer. Ein starker Wind kam von der Seite her, und das „Flugzeug“ wagte es nicht, abzufahren. Die Kamele, Hammel, Kühe, die überfetzt werden sollten, sammelten sich zu einem Haufen an. Von hinten her drängten immer neue Herden zum Floß, so daß dieses plötzlich von selbst abging. Die Stiere drückten mit ihren Hörnern auf die andern Tiere, die Pferde peitschten mit ihren Schweifen die mongolischen Gesichter, gelb, wie reife Melonen, mit kleinen schrägen Augen. Das Gelächter, die wilden Schreie und das gegenseitige ergötzliche Peitschen der Nomaden, die anscheinend so weise Unterhaltung unter den ehrwürdigen Menschen in Turbanen und langen Röcken auf den Kamelen sitzend, — alles das war neu und sonderbar, doch in der Tiefe des Herzens irgendwie bekannt, wie wenn man selbst ehemals in Karawanen über die Wüsten gefahren wäre und als Nomade die Hammel von der Sommerweide nach den Winterstallungen getrieben hätte.

Da hörte man einen Schrei, aus drei Konsonanten und einem Vokal bestehend:

„Tpru!“ wurden die Pferde zum Halten angerufen.

„Was, sagt man auch bei euch tpru?“

„Ja, auch bei uns sagt man tpru.“

Eine Kuh fiel ins Wasser. Das Floß krachte. Alle brüllten. Ein Kamel fiel um. Man brüllte noch lauter.

„Mein Gott!“ flüsterte das ans Steuerruder gepreßte Paar Adam und Eva. Das Floß drehte sich. Die ermüdeten, gemarterten Pferde, welche das Rad des „Flugezeuges“ zu drehen hatten, wurden von den nahe Stehenden gepeitscht. Viele Tiere fielen ins Wasser; die einen schwammen ergeben neben dem Floß, die andern, stark schnaubend, versuchten wieder auf daselbe zu gelangen. Es schien, als ob die Masse der Tiere und die häßlich brüllende Masse der Menschen sich extra bemühten, das Floß rascher zu zerschellen und alles versinken zu lassen; doch das Floß schwamm weiter auf dem mächtigen Fluß.

Und merkwürdig: die Unterhaltung der weisen Menschen auf den Kamelen war ununterbrochen fortgesetzt worden. Ja, noch felsamer — viele lärmten und sprachen von wichtigen Dingen, wie wenn sie nicht am Rande des Unterganges gewesen wären.

Eine Kaze sprang von einem Kamel auf ein Pferd, vom Pferd auf einen Mongolen.

„Bryjj!“ sagte der Asiate, um sie zu verjagen.

Die Kaze sprang dann auf Adam.

„Bryjj!“ sagte Adam und fragte gleich den Mongolen:

„Also, sagt man auch bei euch bryjj?“

Der Asiate begriff nicht. Eva antwortete:

„Von Anbeginn der Welt sagte man bryjj.“

Auf dem andern Ufer, wohin das „Flugzeug“, sich drehend, schwamm, wartete eine neue Gefahr. Neben den weißen Filzzelten hatten sich wiederum viele Tiere gesammelt, und standen alle in Erwartung der Ueberfahrt direkt am Wasser. Wenn das Floß sich dem Ufer nur nähern wird, werden sich die wartenden Tiere auf daselbe werfen und es versenken, vielleicht gerade neben dem Ufer. Aber je stärker die Hörner der Stiere auf die andern Tiere drücken, je näher dem Ohr das bucklige Kamel atmete, desto ruhiger war es einem auf der Seele: so verging doch in Rußland das ganze Leben — bald, bald wirst du versinken, doch das Floß schwamm und schwamm . . .

Am Ufer bildete sich eine Karawane, die bald über das trockene gelbe Meer zwischen den Salzseen mit den furchtbaren violetten Rändern zu einem allen bekannten Baum bei einem Bach mit Süßwasser marschierte. Hier blieb die Karawane zum Uebernachten. Man sammelte trockenen Kuhmist, machte Feuer. Der Wüstenmond ging auf, und die Bronze-Profile der Nomaden zeichneten sich ab.

Wer war wohl dort der Bärtige am Feuer mit einer Frau im Kopfstuch?

Immer die gleichen vertriebenen Adam und Eva, die Land für sich suchten. Sie wiederholten:

„Niemand, als Gott!“

Sicher waren dem alten Gott die Klagen des von ihm aus Lehm geschaffenen Adams verleidet, und er schuf einen andern Menschen und ließ ihn wieder ins Paradies hinein; und wieder verübte sich dieser zweite Adam mit der gleichen Sünde und wurde mit dem gleichen alten Gebot: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du die Erde bebauen“, aus dem Paradies vertrieben. Nur daß Gott, als er den zweiten Adam vertrieb, vergaß, daß die Erde schon ganz besetzt war, so daß der neue Mensch, ein Vergeffener, in den Blättern der Heiligen Schrift nicht Erwähnter, vorläufig wandern muß auf der Suche nach Boden, damit er Gottes Gebot erfüllen könnte. So sucht er überall, in der Tajga, in den Steppen und in der Tundra des hohen Nordens — doch immer umsonst, nirgends findet er mehr einen freien Ort — denn die Erde ist überall besetzt.

## Morphium

Von Richard Reverne. Deutsch von Bert Clifff.

Dr. Carl Harding wälzte sich unruhig auf seinem Lager. Er kannte diese schwülen Augustnächte, die ihn nicht zur Ruhe kommen ließen, an denen sein verpfushtes Leben an seinem geistigen Auge vorbeizog und gegen die nur ein Mittel half: Morphium. Eben jenes, das ihn so weit gebracht hatte. Das aus dem berühmten, hoffnungsvollen Gelehrten ein Brack gemacht hatte, das sich nur mehr durch Gift aufrecht erhielt.

Dr. Harding glitt von seinem Lager. Der Fußboden war angenehm kühl, aber dennoch taumelte er ein wenig, als er ein Glas mit Whisky füllte und zum Medikamentenfaßten trat. Er ließ einige Tropfen in das Glas fallen, eine Dosis, die jeden andern auf Stunden in schwere, traumlose Bewußtlosigkeit geführt hätte, für ihn aber nur mehr ein leichtes Beruhigungsmittel bedeuten konnte. Als er das Glas vom Munde führen wollte, schriffte die Klingel von der Eingangstür auf. Harding blickte erstaunt auf. Der Diener war nicht in der Wohnung, und so würde er wohl den späten Störenfried noch selbst einlassen müssen. Er stellte das Glas ärgerlich auf den Tisch und trat in den Hausflur.

Die breite, gedrungenen Gestalt des Besuchers, war in der dunklen, sternlosen Nacht im ersten Moment fast unsichtbar.

Hinter ihm erblickte Dr. Harding die Konturen eines schweren Tourenwagens, der mit abgeblendeten Lichtern da stand.

„Sie sind der Arzt selbst?“ fragte der Unbekannte.

„Ja, Sie wünschen?“

„Mein Name ist Drake. Ich habe eben auf der Straße einen anscheinend Betrunknen aufgelesen und ihn im Auto hierher gebracht.“

Die beiden wandten sich dem Wagen zu und schleppten einen in tiefer Bewußtlosigkeit liegenden Mann in die Halle.

„Der Mann ist nicht betrunken“, erklärte Harding nach einer oberflächlichen Untersuchung. „Es scheint sich um ein Verbrechen zu handeln. Ein Revolver schuß, der die Lunge gestreift hat. Ziemlich ernst. Unfall ist jedenfalls ausgeschlossen.“

„Tatsächlich?“ fragte der Unbekannte kühl.

„Ja. Da offensichtlich ein Verbrechen vorliegt, werde ich die Polizei verständigen müssen. Vielleicht erledigen Sie das, während ich mich um den Verletzten bemühe. Der Apparat ist dort in der Ecke. Verlangen Sie die nächste Polizeistation und lassen Sie einen Polizisten herschicken.“

Drake begab sich in die bezeichnete Ecke des Zimmers. Als

Harding eine Sekunde später aufblickte, sah er, daß der Fremde eben damit beschäftigt war, die Leitungsdrähte des Telephonapparates mit einer kleinen Schere abzuschneiden.

„Was treiben Sie da!“ schrie er mehr ärgerlich als erschrocken.

Drake wandte sich brüst um. Seine Haltung hatte sich vollkommen verändert. In seiner Hand blinkte ein schwerer Revolver, dessen Lauf genau auf Dr. Hardings Stirn zielte.

„Ich denke, Sie fügen sich ohne weitere Widerrede“, befahl er ruhig. „Die Angelegenheit ist für mich wichtig genug, um Sie augenblicklich niederzufallen, wenn Sie mir nicht gehorchen ...“

Während einiger Sekunden blickten die beiden Männer einander starr in die Augen. Dann senkte Dr. Harding die seinen. Er war nicht feig, aber er hatte in seinem langen, ereignisreichen Leben genug Menschenkenntnis gesammelt, um zu wissen, daß der andere keine leere Drohung ausgesprochen.

„Ich gebe zu, daß Ihr Argument überzeugend auf mich wirkt“, erklärte er mit leiser Ironie. „Was soll ich also tun?“

„Verbinden Sie den Verletzten und trachten Sie den Vorfall so rasch als möglich zu vergessen!“

Die nächsten Sekunden vergingen schweigend. Harding mühte sich geschickt um den Verletzten, aber Drake sah, wie seine Hände zitterten. Auch Harding fühlte, daß er ein Beruhigungsmittel dringend nötig hatte. Als er aber nach dem Glase greifen wollte, das noch immer auf dem Tisch stand, hielt der andere ihn zurück.

„Alter Säuser“, sagte er verächtlich. „Jetzt ist keine Zeit für Alkohol. Du wirfst deine Nerven bitter nötig haben, wenn du nicht ein Loch in den Schädel kriegen willst.“

Harding zuckte unter der Beleidigung zusammen. Dann faßte er sich. „Ich hätte Sie gerne im Nebenraum gesprochen. Kommen Sie.“ Er wies auf die Tür.

Der Blick des andern wurde mißtrauisch. „Gut!“ entschloß er sich dann. „Aber keine Dummheiten, Alter! Du wärst nicht der erste, der daran glauben muß, weil er mich zu betrügen versuchte!“

„Ich bin Arzt“, eröffnete Harding die Unterhaltung, „und habe die Pflicht, für meine Patienten auch dann nach Möglichkeit zu sorgen, wenn mir die Behandlung unter etwas, sagen wir, merkwürdigen Umständen übertragen wird. Da Sie vermutlich noch eine längere Fahrt vor sich haben und kaum Lust haben dürften, Ihren Komplizen ... pardon: ich meine natürlich den Verletzten in einem öffentlichen Hospital abzuliefern, werde ich ihm noch eine Injektion machen müssen. Sie haben doch nichts dagegen?“

Drake trat gedankenvoll wieder in das Zimmer, in dem der Verletzte lag. Er betrachtete ihn eine Weile, dann fragte er: „Er wird auf diese Injektion hin einschlafen?“

„Ja.“

„Für wie lange?“

„Etwa zwei Stunden“, antwortete Dr. Harding, während er Ampullen und Injektionspritze vorbereitete.

„Schön. Verdoppeln Sie die Dosis.“

„Warum?“ fragte Harding erstaunt.

„Ersparen Sie sich überflüssige Fragen, Doktor“, sagte Drake und sah zu, wie der Arzt die Injektionspritze gehorsam füllte. „Im übrigen wird Ihnen diese Dosis das Leben retten, Alter.“

Ich wäre sonst vermutlich genötigt gewesen, Sie vorsichtshalber über den Haufen zu schießen, um überflüssige Komplikationen zu vermeiden. Sie werden nämlich diese Injektion sich selbst machen!“

„Sie werden ja noch Zeit haben, ihm auch eine Injektion zu machen, bevor Sie einschlafen, denke ich. Wollen Sie nun gehorchen oder ziehen Sie eine Kugel zwischen den Rippen vor?“

Hardings stöhnte leise. Dann entblößte er seinen Arm und setzte die Nadel an. Drake sah aufmerksam zu, wie die Flüssigkeit in die Blutbahn eindrang. Die Hand Dr. Hardings zitterte. Sein Stimme war die eines alten, gebrochenen Mannes.

„Lassen Sie mich trinken, Mr. Drake. Ich habe alles getan, was Sie von mir verlangten ..., aber ich kann einfach nicht weiter ...“

„Geh zum Teufel, alter Säuser“, sagte er roh, „ich kann selbst eine kleine Stärkung brauchen.“

Er faßte das Glas, roch vorsichtig und stürzte es dann auf einen Zug hinunter. „Warum starrst du mich eigentlich so an?“ fragte er Harding, der dieser Szene wie versteinert zugehört hatte. Dann ging seine Stimme in ein Fallen über. Mit einer kraftlosen Bewegung suchte er den Revolver zu heben, dann stürzte er schwer zu Boden.

Die Waffe klirrte auf dem Parkett. Dr. Harding bückte sich langsam und faßte den Revolver. Die Berührung des kühlen Metalls schien ihm einen Teil seiner Sicherheit wiederzugeben.

Aufrecht schritt er in die Halle. Er hob den Hörer des zweiten Telephonapparates ab.

„Verbinden Sie mich mit der Polizeistation, Fräulein“, forderte er. Und dann, als sich der Beamte meldete: „Hier Harding, Dr. Harding ... Senden Sie mir sofort einen Polizisten. Ich habe hier zwei Individuen, die Sie vermutlich interessieren werden ...“

Eine Stimme unterbrach ihn: „Einen Moment Doktor. Ist der eine nicht groß und kräftig, der andere ziemlich klein und verletzt?“

„Ganz richtig.“

„Dann Doktor, seien Sie um Gottes Willen vorsichtig. Die beiden Männer sind Willis und Engle. Die Kerle haben eben versucht, in Horton eine Bank zu berauben. Sie haben den Wächter getötet. Aber es ist ihm noch gelungen, den einen von ihnen schwer zu verletzen. Sie müssen sich sehr in acht nehmen, die beiden schrecken vor nichts zurück. Sie sind sehr gefährlich!“

Harding lächelte leicht. „Jetzt nicht mehr, Inspektor“, sagte er. „Der eine schläft in meinem Laboratorium mit einer Morphiumdosis, die ich keinem Kranken je einzugeben gewagt hätte. Der andere ist immerhin so schwer verletzt, daß vorläufig von seiner Seite nichts zu befürchten ist ... Hören Sie ...“

Seine Stimme war weniger klar geworden, er hatte Mühe, seine Worte zu artikulieren:

„Ich selbst werde jedenfalls bewußtlos sein, wenn Sie kommen ..., hat mich gezwungen, mir selbst eine Riesendosis Morphium zu injizieren. Sie finden mich in der Halle ...“

Zwanzig Minuten später fanden die Polizisten den Greis in tiefster Bewußtlosigkeit in einem Fauteuil neben dem Telephonapparat. Er hielt den Hörer noch in der Hand. Sein Gesicht war entspannt, ein zufriedenes Lächeln lag auf seinen bleichen Lippen.

## Postabonnenten aufgepasst

Dieser Tage werden die Nachnahmen für das 3. Quartal 1937 (1. August bis 31. Oktober) verschickt. Die geschätzten Postabonnenten werden darauf ganz besonders aufmerksam gemacht und ersucht, die Nachnahmen bei Vorweisung durch die Post sofort einzulösen, damit kein Unterbruch in der Versicherung eintritt. Das Nichteinlösen der Nachnahmen hat zur Folge, dass die Versicherung unterbrochen ist; eine Entschädigungspflicht seitens des Verlages besteht also nicht mehr. Wer sich vor Schaden bewahren will, löse die Nachnahme sofort bei der Vorweisung ein. Sollte ein Abonnent durch irgendeinen Umstand an der sofortigen Einlösung verhindert sein, so steht ihm die Nachnahme acht Tage auf der Post zur Einlösung zur Verfügung.

# Stephan und Claudia

## Die Geschichte einer Liebe

Von Helene Christaller

8

(Nachdruck verboten.)

„Sollst du auch nicht, besonders nicht an die Freunde. Eigentlich warst du schön dumm, daß du mich unbesehen nahmst. Ich bin ja solch ein Egoist — —“ Er lächelte sie mit all seinen Grübchen an und sah aus wie ein großer Junge.

„Ich werde dich schon noch genau ansehen“, neckte sie. Sein Gesicht fürchte sich in grimmige Falten. „Und was willst du dann tun?“

„Dich ansehen nehmen, statt unbesehen. Ich fürchte mich kein bißchen vor dir.“

„Na ja“, meinte er warnend, wenn auch sichtlich erleichtert, „vertrau nicht zu sehr auf meine gute Erziehung.“

„Nein, aber auf dein gutes Herz“ sagte sie zuversichtlich.

„Weißt du noch, damals mit dem Hanno, da war auch mein Herz nicht gut.“

„Das ist wahr“, gab sie zu, und ihr Gesicht verschattete sich ein wenig in der Erinnerung.

„Ich glaube aber doch, daß ich mich gebessert habe; und wenn du einmal meine Frau bist und wir haben einen lebendigen Hanno, dann werde ich ihn sicher nicht unters Bett schleudern wie damals.“

„Das ist ja dann auch dein Hanno, nicht nur der meine“, lächelte sie unbefangen zurück.

Stephan trat von ihr weg und machte sich am Auto zu schaffen, schlug den Deckel des Kühlers zurück, prüfte den Motor. „Einsteigen, wenn wir noch vor Dunkelheit in Kandersteg sein wollen!“

Claudia beeilte sich; sorgfältig schlug er die Decke um sie.

„Bist du froh?“ Er blickte sie unruhig an.

„Sehr froh“, flüsterte sie in sein Ohr hinein, daß ihr warmer Atem ihn traf.

„Ach, wenn ich denke, daß wir uns nicht begegnet wären!“

„Unser Glück verdanken wir dem Hungermarsch“, antwortete sie nachdenklich.

„Nein, dem will ich es nicht verdanken. Ich greife tiefer.“ Er warf den Kopf zurück.

Sie legte ihm den Finger auf die Lippen. „Ich weiß, ich weiß, nenne Ihn nicht.“ Und nach einer Pause meinte sie scheinbar: „Ich verstehe die Israeliten, denen es verboten war, Seinen Namen auszusprechen. Wir, aus der Kaste der Priester, sind stets in Gefahr, ein Wort aus Ihm zu machen und damit Ball zu spielen.“

„Du verschlossenes Seelchen“, staunte Stephan, „tut es dir weh?“

„Ich fürchte mich. Das Unausgesprochene ist so viel heiliger. Man soll nicht immer alle Ventile offenstehen lassen, in der Liebe nicht und auch im Glauben nicht. Sonst entweicht die schöpferische Triebkraft mit Rissen und Pfeifen. Ich muß einen unterirdischen Feuersee in der Seele spüren.“

Er wandte ihr den Kopf zu und lauschte auf ihre stammelnden Worte.

„So“, sagte sie mit frischer, weltlicher Stimme, „jetzt habe ich dir aber viel von mir gesagt. Vergiß es wieder, dann ist mir wohl.“

Er nickte versonnen, und seine Hände ruhten nachdenklich auf dem Steuerrad.

„Los“, kommandierte Claudia, und das Auto verließ das Seeufer und schoß hinein in die Bergwelt, die sich nun von beiden Seiten aufbaute. Die Straße stieg in Windungen. Am Rande einzelner Schneeflecken blühten zarte lila Glöckchen, Soldanellen. Das Gras begann zu grünen; ein Muttereschaf mit einem Lämmchen knabberte an den winzigen Spitzchen.

Die Sonne war weg, nur ein blauer Himmelsstreifen warf Dämmerlicht in das enge Felsstal. In einer Kluft rauschte ein

übermütiger Gebirgsbach. Die Luft, die über die Schuttscheibe eindrang, war kalt und feucht. In dem verschlafenen Kurort, mit vielen geschlossenen Fensterladen, blieben sie über Nacht.

Sie waren sehr müde, Stephan vom Fahren und der Aufmerksamkeit, die das Auto auf den Gebirgswegen verlangte, Claudia vom vielen Sehen und Sichfreuen. Entspannt saßen sie in der warmen Wirtsstube bei Makaroni und rotem Wein, sprachen nicht viel. Um sie herum Skifahrer in bunten Wänsen und feuchten Stiefeln, die ausdünsteten und die Luft schwer machten. Einmal hob Stephan sein Glas, blickte Claudia in die Augen und ließ es an das ihre anklagen: „Es bleibt dabei, gelt?“

Sie nippte lächelnd an ihrem Glas und meinte: „Das scheint zur Devise unserer Gemeinschaft zu werden.“

„Warum auch nicht? Ich weiß keine bessere, sie sagt alles.“

Sie tranken darauf die Gläser aus; Claudia wurde es schwindelig vom Wein, der Wärme, dem Lärm und den Nerven, die von der Fahrt noch zitterten. „Gute Nacht!“ Sie erhob sich und reichte Stephan die Hand.

Er neigte sich über sie und drückte einen raschen Kuß darauf. Sie erröte und entzog sie ihm.

„Also morgen um acht beim Frühstück!“ sagte sie leicht und entschwebte. Stephan sah ihr nach, wie sie um die Tische herumfand, über Stier stieg. An der Tür wandte sie sich noch einmal um; ihr Blick grüßte ihn mit dunklem Leuchten.

Am andern Morgen war Claudia früh auf. Sie schlüpfte in ihren Mantel und ging leise die teppichbelegten Treppen des Hotels hinunter; vor Stephans Tür standen kräftig und ehrenwert ein Paar rotbraune Luchstiefel. Hinter der Tür regte sich nichts. Aus dem Erdgeschloß drangen Kaffeedüfte, und zwei Handelsreisende unterhielten sich im rauhen Schweizerdialekt. Als Claudia durch das Frühstückszimmer ging, starrten sie ihr nach und tauschten halbblaue Bemerkungen, die sie nicht verstand.

Draußen auf der Straße fiel die Morgenkühle sie an, obgleich die Sonne schon in die Gassen blickte. Hier lag kein Schnee, nur die Berge waren noch im Winterkleid. Die Luft war prickelnd, man war wohl über 1200 Meter hoch.

Die Straße verlief sich rasch in ein Seitental, aus dem ein übermütiges Bächlein der Rander zuströmte. Die Felsabhängen fielen schroff ab, Laßchenkiefern klammerten sich in Erdritzen, das wintergraue Gras hing voll Tau. Von einer Tannenspitze flötete hoffnungsfelig eine Amsel.

Der Frühling lugte auch hier schon durch die Eispalten. Ein Haselbaum wehte mit gelben Käzchen, und von den Eiszapfen an überhangenden Felsen rann Wasser nieder. Im Talgrund weideten Schafe; neugeborene Lämmer blöckten kläglich nach der Mutter; Schneereste zeigten Blutstrecken. Der Schäfer trug ein weißes Lämmchen auf dem Arm; sein weiter, grauer Mantel flatterte um ihn.

Claudia wurde von einem leisen Bangen beschlichen. Wie war sie doch allein! Viele, viele Stunden weit von Elternhaus und Heimat, von allem, was ihr nah und vertraut war. Der Liebste war ihr ferngerückt, sie stand allein auf sich selbst. Konnte sie ihn denn? Sobald sie vernünftig überlegte, mußte sie nein sagen; der Instinkt antwortete mit ja. „Vielleicht ist man immer so allein, schwebend zwischen Himmel und Erde“, dachte sie, „und man weiß es nur nicht, übertäubt es mit Geschwätz, mit Arbeit, mit Liebe.“

Sie wollte weich werden und sich bedauern; da quoll in ihrem Herzen etwas Klares auf, das langsam in die Höhe stieg und alle Adern und Nerven mit Kraft tränkte. „Und bin ich auch hier

allein auf mich selbst gestellt, so gehöre ich doch Gott, und niemand kann mich von ihm trennen“, sagte sie laut. „Immerdar werde ich sein Gefäß sein und von seiner Kraft durchströmt. Im tiefsten Grunde bin ich von keinem Menschen, auch vom geliebtesten nicht, abhängig.“

Sie atmete tief auf, und eine sieghafte Freude füllte ihr Herz zum Zerspringen. Nichts konnte ihr geschehen, nichts ihr schaden. Wie das frierende Lämmlein auf des Schäfers Arm, so wurde sie getragen, sobald ihre Kraft versagte.

Die drohenden Berge wölbten sich ihr zum Dom der Anbetung, ein Wasserfall brauste mit Orgelstimmen. Die weißen Glöckchen der Märzbecher beteten from zur Sonne empor, und Vogelklang und Lämmerrufen sprachen ein vertrauendes Amen.

Claudia kehrte um; ihre Schritte federten auf dem sanftgeneigten Weg, und die goldenen Morgenstrahlen umflamten ihren blonden Kopf wie einen Heiligenschein. Auf der Brücke kam ihr Stephan entgegen, hochgerecht, fröhlich. Er winkte schon von ferne und jodelte ihr seine Freude entgegen.

„Guten Morgen“, sagte Claudia und reichte ihm beide Hände. In seinen hellen Augen leuchtete ein warmer Strahl. Da neigte sie sich ihm leicht entgegen und berührte seine Lippen mit einem leisen Kuß.

Er legte seinen Arm um sie, und sie kehrten zusammen um. „Das war ein Seelenküßchen“, meinte er schelmisch und blickte ihr in die dunklen Augen.

„Ja“, sagte sie überlegen, „hättest du lieber ein anderes gehabt?“

„Alles, was du gibst, ist gut, ich nenne es nur bei Namen.“ „Das soll dir erlaubt sein“, lächelte sie zurück. „Und jetzt trinken wir Kaffee, ich habe Hunger.“

Stephan hing noch hartnäckig an seinen Gedanken. „Als du mir auf der Brücke entgegenkamst, sahst du aus, als wärest du in der Kirche gewesen.“

„So?“ Es klang nicht ermutigend. Er wartete ein wenig, daß sie sich ihm aufstue.

„Ich habe eine Schafherde gesehen mit süßen, jungen Lämmchen und Müttern.“

Er legte den Arm inniger um sie.

„Und eines ward vom Schäfer getragen, vielleicht war es krank.“

„So will ich auch dich tragen, wenn du leidest“, sagte er brüderlich.

Sie schwieg bewegt und fühlte den schützenden Arm des Mannes. Da fiel die Einsamkeit von ihr, und sie vergaß, daß der Mensch allein auf sich selbst gestellt ist und daß nur Gottes Arm stark genug ist, das einsame Menschenkind zu tragen.

Selig, die so vergessen dürfen.

Das Auto war verladen zur Fahrt durch den Löttschberg. Stephan und Claudia saßen sich am Fenster der dritten Klasse gegenüber, blickten bald einander an, bald durchs Fenster, wo die Felsen sich bei der Einfahrt in den Tunnel zu einer schmalen Gasse schlossen. Der Zug donnerte ins Dunkel hinein. Von der Decke des Wagens schwankte flüchtiger Lichtschein. Im Nebenabteil saßen Italiener mit schwarzen Locken; der eine erzählte von einer gara, wo er beim Sprunghügel an dritter Stelle gewesen sei.

„Er ist im Wettkampf mit Skiern Dritter geworden“, erklärte Stephan, der merkte, daß Claudia zuhörte und verstehen wollte, „und der andere ist ein Sänger, der in Bern als Gast aufgetreten ist und jetzt in Mailand im Radio singen will. Sie renommieren sich gegenseitig etwas vor, besonders der Sportler.“

„Wie schön die Sprache klingt!“ bewunderte Claudia. „Die will ich rasch auch lernen.“

Nun wurde es wieder hell. Nach rechts sah man in ein breites Tal, das sich weit nach Westen hin erstreckte und in dessen Grund ein Fluß lief.

„Das ist die Rhone“, erklärte Stephan und freute sich an dem andächtigen Staunen seiner Gefährtin.

„Und der Satan führte Jesus auf einen hohen Berg und zeigte ihm alle Herrlichkeiten der Welt —“, sagte Claudia sinnend und trank mit den Augen die herrliche, weite Welt ein, die sich da vor ihr aufschloß, wie Berg sich vor Berg schob, weiße Hochgipfel dazwischen aufragten, wie das Tal sich in anmutigen Linien zur Ebene hinunterwand, wie im Westen Berge, Ebene, Fluß und Städte sich in Sonnenglast auflösten und Geheimnis neuer, nie gesehener Schönheit verhiethen.

Steinerne Galerien, zum Schutz gegen Lawinen, säumten den Abhang; die Bahn wand sich auf schmaler Kante um die

Flanken der Berge, und immer lachender glänzte das Rhonetal herauf.

„Schön, schön“, seufzte Claudia vor Ueberfülle. „Daß ich das alles sehen darf! Dank dir, Lieber.“ Ihr Gesicht war ganz aufgelöst, die Freude legte den Grund ihrer Seele bloß. Aber Stephan wagte nicht daran zu rühren; er blickte sie nur vor Freude lachend an, Claudia dankte es ihm schweigend.

Die Bahn sauste in Kurven abwärts, bis der Zug jauchzend über die schäumende Rhone schoß und donnernd in den Bahnhof von Brig einfuhr. Bald nachher wandte sich die Bahn wieder den Bergen zu und der zwanzig Kilometer lange Simplontunnel tat sich auf.

„Wenn wir wieder ans Tageslicht kommen, sind wir in Italien“, verhiß Stephan. Paß- und Zollrevision erschienen. Der junge Ingenieur breitete seine und Claudias Papiere aus, auch den Triptik für ungehindertes Passierenlassen des Autos. Das Mädchen öffnete die Koffer, die nicht weiter geprüft wurden. Und jetzt glitt der Zug ins Helle, und mit einem Freudenruf sprang Claudia auf, ließ das Fenster herunter raffen und bog sich weit hinaus. Graue Steinhäuser wuchsen aus gleichfarbigem Felsboden. Die Sonne lag breit auf dem Südhang des Gebirges und streichelte die grünen Wiesen, auf denen Krokus in weißen und blauen Flämmchen und gelbe Narzissen blühten. In den Felsenriffen nisteten Polster von gelben Primeln, und Schneehede hing in großen Büschen herab und überblühte sich mit ihren rosa Glöckchen. Weiße Sternchen tupften grüne Hängegewächse, und am rauschenden Wildbach blühten dickköpfige, gelbe Ranunkeln. Neue Tunnel, Dörfer, rosa blühende Mandeln, weiße Kirschbäume wie zusammengeballte Riesensträuße.

In Gärten standen gelbe Mimosenbäume ins dunkle Grün von Lorbeer und Zypressen geschmiegt, und Kamelien mit glänzendem, dunklem Hartlaub waren überschüttet von roter Rosenpracht.

Stephan sah nicht aus den Fenstern, sondern nur in Claudias Gesicht, das fast bleich vor Ergriffenheit war.

„Bist du immer noch so ein Blumennarrchen?“

Sie nickte stumm. Der Wind spielte in ihrem blonden Stirnhaar wie in den schwarzen Locken der italienischen Männer, die aus dem benachbarten Fenster herausgingen.

Nun wurde die Vegetation immer reicher. Rötlichbraune Edelkastanienwälder, an denen die Knospen schwolten, bedeckten die Berge. Die schlanken Berten wurzelten in jedem Felsriß. Alte Bäume streckten die kahlen Arme zum Himmel. Weinreben zogen sich an Steinpfeilern hoch oder spannten sich von Ulme zu Ulme, lebende Pfähle, die sich das Dienen gefallen ließen. Das breite Dsolatal strotzte von Frühlingssonne und Wachselust. Maulbeerbäume säumten die Straße, Feigenbäume standen in grünen Getreidefeldern; in den Gemüsegärten wurde gearbeitet. Mädchen fachten Spargel, Fenchelwurzel trieb leuchtendes, krauses Grün, und brauner Zichoriensalat fand sich auch im verwahrlosten Gärtchen. In den Weinbergen wurden die letzten Reben angebunden, und zwischen den Pfählen jäteten alte Weiblein Peterfilie und Karotten, Wirtling und Lauch.

Claudia hatte nach Stephans Hand gegriffen und ihn zu sich ans Fenster gezogen. Nun standen sie Wange an Wange, und die blonden Haare Claudias mischten sich im spielenden Wind mit den schwarzen ihres Freundes.

Endlich kam Domodossola. Sie fuhren an allerlei Gebäuden vorbei, Mühlen und kleinen, primitiven Fabriken, halbfertigen Häusern und grauen Ruinen. Das Auto wurde ausgeladen, und Stephan begrüßte es wie einen schwer vermühten Gefährten. In einem Gasthaus in der Bahnhofstraße aßen sie zu Mittag. Sie saßen auf der Straße, wurden von Hunden, Katzen und Kindern angebettelt, ließen sich die Sonne auf den Rücken brennen und aßen eine Minestra mit Gemüse und Reis, weißes Brot mit Käse und tranken den leichten Rotwein dazu, der hier wuchs. Dann suchten sie für Claudia ein Zimmer bei einer schmutzig aussehenden, aber liebevollen und billigen Wirtin, und dann mußte Stephan gleich fortstürzen auf Bureau und Arbeitsplatz, und Claudia blieb allein.

Sie packte den Koffer aus, wusch mit Wasser und Seife die Spuren schmutziger Hände von der Stubentüre weg und ging dann hinaus, um das Städtchen zu besichtigen und allerlei zum Abendbrot einzukaufen, was auch mit Hilfe der Zeichensprache und eines kleinen Wörterbестchens gelang.

(Fortsetzung folgt.)



Truppweise verlassen die Sträflinge die Anstalt und begeben sich unter Führung und Aufsicht hinaus aufs Land. 80 bis 90 arbeiten ständig in den landwirtschaftlichen Betrieben Thorbergs sowie draussen in den grossen Staatswäldungen, die sich in unmittelbarer Nähe befinden.



Der «Dragoner» des Anstaltsdirektors, eine herrliche Stute mit ihrem Füllen.

Es ist nicht etwa so, dass die Sträflinge beim Heuet Durst leiden müssen. Und es ist auch nicht so, dass hinter jedem ein Wärter stehen muss wegen Fluchtgefahr. Eine Flucht allerdings wird disziplinarisch streng geahndet.



Während des Heuets befinden sich noch mehr. Die Bauern von Krauchthal und der weite Umkreis haben keine Notiz mehr. Höchstens dass mal ein Wagen stoppt, einen Moment seine G...

## Thorberg als v...

Wir haben unsern Rundgang durch Thorberg und über die vielen Abteilungen und Arbeitsstellen durchstreifen wir den ausgedehnten Landstrich. Wir atmen auf. Ist es bloss Einbildung oder doch engender Gefangenenluft hinaus in die blühende Natur? Wir uns plötzlich so frei, so leicht und so wohl in der so schönen Umgebung Thorbergs kommt uns sonst ...

Vorerst einige Zahlen. Thorberg besitzt 2000 Grossvieh, 2000 Schafe, Hühner, einem solchen Hof hört. 400 Ju... Höfe, sind z... zahl Angeste... grosse Zahl... wirtsch. I...



Ein Häftling auf dem Eggen auf de...



Die Häftlinge als üblich draussen im Freien. In der Umgebung nehmen von den Sträflingen ein Automobilist einen kurzen Moment seinen wunderbaren Nase füllt und wieder lospufft.

Im Bannholz, einem Bauerngehöft, das zur Anstalt gehört, arbeiten ständig 8 Sträflinge. Hier sind sie im Heuet. Fuder um Fuder wird geladen und eingefahren. Zwischen Gewitterwolken brennt die Sonne hernieder, und aus weiter Ferne am südlichen Horizont grüsst schneebedeckter Kegel des Gantrisch herüber.

# Unvergleichlicher Landwirtschaftsbetrieb

die bedrückenden Zellengänge der Anstaltssäle Thorbergs beendet. Nun beginnt der wirtschaftliche Betrieb der Anstalt. Es ist es der Wechsel aus der beengten und duftenden Natur, dass die Häftlinge wohl befinden? Die landschaftlich so schön vor als

hierfür die richtige Auswahl aus dem Gefangenenbestand zu treffen, kann nur der richtiger ermesen, der sich einlässlicher damit beschäftigt. Es liegt ja in der Natur der Sache, dass die Beaufsichtigung auf einem solch ausgedehnten Landwirtschaftsbetrieb nicht so straff sein kann, wie innerhalb der Anstaltsmauern und -räumlichkeiten.

besitzt durchschnittlich 144 Stück Rindvieh, 21 Pferde, 150 Schweine, dann noch eine Menge Gänse und was sonst noch zu einem Landwirtschaftsbetrieb gehört. Das Land ist in fünf Hektaren unterteilt, aufgeteilt in fünf Hektaren zu bearbeiten. Neben einer Anstalt arbeitet fortwährend eine Anzahl von Sträflingen in der Landwirtschaft. Dass es nicht immer leicht ist,

Unser Weg führt uns Hügel auf und Hügel ab. Neben ebenem Lande sind im Talkessel von Krauchthal ist viel Thorbergland steil und mühsam zu bearbeiten. Aber überall gewinnt man den Eindruck, dass die Bearbeitung des Bodens nach neuzeitlichstem Erkenntnissen und Errungenschaften betrieben wird. Es ist nicht so, wie man hie und da zu hören bekommt, dass man so viel Land habe, um die Sträflinge überhaupt beschäftigen zu können. Es ist im Gegenteil so, dass man in Thorberg viele Sträflinge zu richtigen Landwirten ausbildet. Lernt der eine die Schneiderei, der andere die Weberei, die Schusterei, die Schreinerei usw., so lernt der andere die Landwirtschaft. Und es gibt sogar Sträflinge, die, wenn sie Thorberg verlassen, zwei oder gar drei Berufe können.

(Fortsetzung auf Seite 624.)



Der Häftling mit seinen zwei Lieblingen beim Anbau der ausgedehnten Aekern Thorbergs.

Das heimelige Bauerngehöft Bannholz, das unter der Aufsicht von zwei Wärtern steht.

Einer der ältesten Thorberger! Bereits 30 Jahre Anstaltsleben hat der Schimmel hinter sich.



Weiden am Bach. Nach einer Originalradierung von Degen.

### Ein grotesker Unfall.

Im Jahre 1919, knapp nach Beendigung des großen Krieges, sah ich einen der seltsamsten Schiffsunfälle, die vielleicht jemals geschahen. Wir waren mit der „Montrose“ aus Wellington, Neuseeland, ausgelaufen und nahmen Kurs auf Christchurch. Es blies ein unangenehmer Ostwind, und die alte „Montrose“ hatte schwere Fahrt. Gegen neun Uhr am Abend waren wir auf der Höhe von Campell, als sich schwerer Nebel über die See legte; das war nun doppelt unangenehm, denn die neuseeländische Küste ist — auch bei gutem Wetter — nicht gerade eine der angenehmen. Kein Leuchtturm war zu sehen, kein Blinkfeuer, nichts. Wir tappten sozusagen dahin. Das Meer war jetzt sehr stürmisch, zudem machte sich die Cook-Strömung unangenehm bemerkbar. Auf der Brücke stehend, sah ich manchmal steil vor mir den Bug der „Montrose“, im nächsten Augenblick war er wieder tief unten in einem Wellental. Zwischendurch setzte die „Montrose“ so schön gemütlich aufs Wasser auf, daß die Brecher von beiden Seiten über uns kamen. Plötzlich glaubte ich ein Licht vor mir zu sehen und rief den Kapitän. Er sah aber nichts. Dann flog der Bug wieder einmal hoch — und dann — gab es einen Krach, ein Knirschen, Stöhnen, Krachen und Splintern. Zum Glück stellte der Ingenieur sofort den Dampf ab; wir „ruischten“ noch etwas weiter und lagen dann still, und durch das Tosen der Wellen, das Heulen des Sturmes hörten wir gellende Hilferufe. Wir hatten zum Glück eine seetüchtige Mannschaft. Im Nu waren alle Mann an Deck, und nach einer Viertelstunde hatten wir sieben triefnasse, stuchende und halberstickte fremde Leute an Bord. Mit einem Wort, wir hatten im Nebel einfach den kleinen Küstendampfer „Pegasus“ überfahren und in den Tod geschickt, und saßen nun selbst auf einer Klippe oder auf irgendeinem Korallenast, von dessen Existenz kein Mensch bisher etwas geahnt hatte.

Der Führer des „Pegasus“ befand sich unter den Geretteten; er ging mit uns in die Kajüte und versuchte den ungefähren Standort festzustellen; es war

aber unmöglich. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte sich der gute „Pegasus“ auch verirrt. Und als dann der Tag graute, sahen wir die Bescherung. Der „Pegasus“ hatte unsere Route gekreuzt, oder besser gesagt geschnitten. Statt ihn aber mittschiffs zu rammen, hatten wir uns auf ihn daraufgesetzt. Eine Welle hatte unsern Bug gerade gehoben, die „Montrose“ hatte wahrscheinlich einen kleinen Satz gemacht und sich ganz ruhig und schwer auf das fremde kleine Schiff gesetzt und es eingedrückt. Sinken konnte der „Pegasus“ nicht, denn er war gleichzeitig auf eine Korallenbank geraten. Daß keine Kesselexplosion erfolgte, ist eines der Wunder, die einmal in zehn Jahren vorzukommen pflegen. Man mußte später den „Pegasus“ zerfägen; ohne dieses etwas drastische Hilfsmittel wären wir niemals flott geworden. Es war aber grotesk, daß sich gerade in diesem Augenblick unter dem „Pegasus“ eine etwas feichte Bank befunden hatte.

### Das „abradierte“ Heß.

Ein zweites, auch ziemlich groteskes Schiffsunglück sah ich im Jahre 1923 auf der Höhe von Perth, an der Küste von West-Australien. Allerdings kam ich an die Unfallstelle, als alles längst

## Seltsame Schiffsunfälle

Von Kapitän Lukas Sciotelich.

Vor einiger Zeit ist in der Nähe von Spalato ein großes, italienisches Schiff, die „Birmania“, auf einen kleinen, versteckten Felsen aufgefahren und konnte bis heute — trotz allen Anstrengungen — nicht flott gemacht werden, obwohl sich einer der ersten Fachleute Europas um das wrackte Schiff bemüht.

Man muß den Unfall der „Birmania“ zu den sogenannten seltsamen Schiffsunfällen zählen, denn das Schiff ist groß, der Felsen klein, und doch setzte sich das große Schiff so hoch auf den Felsen, daß man es nicht herunterbringen kann. Wenn man das Wrack sieht, muß man sich verduzt die Frage stellen: Wie in aller Welt ist dieses Schiff so hoch auf den Felsen hinaufgekommen? Aber es kam hinauf und nicht wieder herunter — und damit muß man sich eben abfinden.



Birken in der Heide. Nach einer Originalradierung von Degen.

vorbei war. Kann mich daher nur auf die Berichte des Ersten Steuermanns der „Australia“ stützen.

Die „Australia“ war ein 5000-Tonner, der Frachtdienst zwischen Java und Australien machte. Ein starkes und ziemlich neues Schiff, denn es war erst 1914 vom Stapel gelaufen. Allerdings hatten es die Engländer während des Krieges zu Truppentransporten von Australien nach Singapur benützt und sicher nicht geschont. Zwei Tage ehe wir nach Perth kamen, hatte starker Seegang geherrscht, und die „Australia“ versuchte einzufahren. Dabei kam ihr, wie mir der Steuermann erzählte, ein staatlicher Remorquer in den Weg, der Steuermann „verriß“ das Schiff und — es setzte im nächsten Augenblick auf ein Unterwasser-Riff auf. Da ist nichts dabei, das kann jedem passieren. Unten auf dem Riff sind schon Kriegsschiffe gefessen. Zwei Stunden sah die „Australia“ ganz ruhig. Die Feuer waren gelöscht und die Signale mit Perth gewechselt — man wollte nur ein wenig warten, bis sich die See beruhigt hatte. Da, es war drei Uhr nachmittags, hörten die Offiziere plötzlich ein Stöhnen und Schnaufen, und gleich darauf verschwand das ganze Heck — im Wasser.

Ich habe die „Australia“ später gesehen; sie sah lächerlich aus. Stellen Sie sich ein Schiff vor, dessen ganzer rückwärtiger Teil fehlt. Man hatte das dumme Gefühl, als hätte jemand mit einem gigantischen Rasiermesser das Schiff entzwei geschnitten. Man sah in den offenen Leib hinein.

Die „siamesischen“ Zwillinge.

Etliche Jahre später fuhren wir — damals war ich auf der „Cornelia“, einem 10.000-Tonner — durch die Magelhaens-Straße westwärts. Auf der Höhe der Insel Hannover sahen wir dann die „siamesischen Zwillinge“, von denen man damals in Schiffahrtskreisen viel sprach.

Das waren zwei Dampfer einer südamerikanischen Linie, die den Küstendienst hatten. Beide waren ziemlich gleich gebaut, die „Goria I“ hatte 1500 Tonnen, der „Fuego“ 2000. Im Augenblick des Zusammenstoßes hatte die „Goria I“ Nord-Süd-Kurs gehabt; der „Fuego“ Süd-Nord-Kurs. Es war sehr neblig. Beide Schiffe rannten um vier Uhr früh im Nebel aufeinander. Es war eine richtige Katastrophe mit 11 Toten und 15 Schwerverletzten auf beiden Seiten. Solche Unglücke kommen leider sehr oft vor. Aber hier geschah etwas, was man sonst wohl nicht sah. Beide Schiffe verkeilten sich ineinander, auf beiden Schiffen explodierten die Maschinen, und die explodierten Maschinen verstrickten sich. Wir sahen uns das Zeug an, es war geradezu unwahrscheinlich. Dicke Dampfrohre beider Schiffe hatten sich verwickelt und bildeten eine einzige, unentwirrbare Masse. Die beiden Brücken hatten sich zusammengeetan, man konnte nicht entnehmen, wo die eine begann und wo die andere aufhörte. Fuhr man etwas weiter, hatte man den Eindruck, ein wrackes Schiff vor sich zu sehen. Darum taufte die Schiffsleute dieses Doppelwrack mit dem Namen „Siamesische Zwillinge“. Es trieb langsam südwärts und wurde eines Tages von einem einherkommenden englischen Kreuzer abgeschossen. Schade, es wäre ein sehenswertes Museumsstück gewesen.



Ein „fast verschwundenes“ Schiff.

Trotzdem alle Schiffe heute Funkstationen haben, und trotz allen Sicherungen, kommt es immer noch vor, daß manche Schiffe spurlos verschwinden. Hauptsächlich dann, wenn sich zufällig im Augenblick der Katastrophe kein anderes Schiff in der Nähe befand. Die meisten dieser Schiffe kentern. Das geschieht so rasch, daß die Telegraphisten keine Zeit mehr haben, Signale hinauszugeben. Boote kann man auch keine aussetzen. So ein Schiff verschwindet dann spurlos.

Im Jahre 1928 waren wir Augenzeugen einer Katastrophe; wir waren aber ganz in der Nähe, und so konnten wir Leute retten und das Unglück melden. Es handelte sich um den 6000-Tonnen-Dampfer „Almirante Cerva“, einen Spanier. Wir hatten Juan Fernandez mit Kurs auf Valparaiso passiert. Es herrschte lange, unangenehme Dünung. Die Sicht war etwas behindert. Um drei Uhr nachmittags erschien in der Ferne undeutlich die Rauchwolke eines Schiffes, kam ziemlich rasch näher, und endlich sahen wir den Kollegen, es war der „Almirante Cerva“. Er fuhr knapp vierhundert Meter an uns vorbei, und wir tauschten Grüße. Hierbei fiel uns auf, daß der gute „Cerva“ überladen war. Er lag

tief unter der Ladelinie. Aber das sieht man jetzt sehr oft, da die Reeder um jeden Preis aus ihren Schiffen Nutzen ziehen wollen und die Hafenbehörden — leider — diesem Umstand nicht die nötige Aufmerksamkeit schenken. Ich sah noch dem andern nach, er war jetzt vielleicht sechshundert Meter entfernt, und plötzlich ganz ohne Grund — legte er sich schwer auf die Seite. Wie ein Tier, das sich im Wasser wälzt. Ich schrie auf, und der Kapitän und die anderen Offiziere wandten sich um. Binnen zwei Minuten war der „Amirante Cerva“ gekentert — deutlich war der graue Bauch zu sehen —, alles andere war im Wasser, kleine schwarze Punkte liefen über diese graue Fläche und sprangen ins Wasser, dann erfolgte eine ungeheure Explosion, und eine dicke Rauchwolke legte sich übers Meer. Wir stoppten sofort und ließen die Boote ab, konnten aber nur sechs Mann auffischen. Die restlichen 88 Mann waren verschwunden.

Wären wir nicht in unmittelbarer Nähe gewesen und hätten wir nicht das Ganze gesehen, wäre auch der „Amirante Cerva“ eines Tages überfällig gewesen, und kein Mensch hätte eine Ahnung gehabt, was ihm passierte.

#### Das Wrack an Land.

Während eines heftigen Sturmes, den ich einmal an der französischen Küste mitmachte, sah ich viele kleine Schiffe, die von den

Wellen an Land geworfen wurden. Niemals aber sah ich ein Schiff so auf dem Trocknen sitzen, wie im Jahre 1927 den Amerikaner „Lincoln“ bei Domingo das Torres. Es herrschte damals wohl ein scheußlicher Sturm, der Wind kam aus Süd-Ost und erreichte zeitweise 110 Stundenkilometer, aber solche Stürme gab es überall, und wenn ein Schiff auffaß, nun, so blieb es an der Küste liegen und starb. Der „Lincoln“ mußte aber einen eigenen Pechgeist haben. Als ich ihn sah, lag er — genau gemessen — fünfzehn Meter vom Strand entfernt, mitten zwischen einer kleinen Kolonie von Fischerhütten, die er natürlich alle erdrückt hatte. Und dieses „fliegende“ Schiff hatte nicht weniger als 9800 Tonnen. Ein Koloss! Man muß sich nur vorstellen, daß man in einer Hütte sitzt und angstvoll dem Toben des Sturmes lauscht, und daß dann plötzlich eine Masse von 9800 Tonnen durch die Luft kommt und mit einem Riesenkrach auf das eigene Dach fällt. Zum Glück waren die Bewohner dieser Hütten vor dem Sturm geflüchtet; so ist ihnen nichts weiter geschehen. Von der Besatzung waren einige Leute schwer verletzt worden. Da die Feuer gelöscht und der Dampf abgelassen worden war, explodierte der „Lincoln“ nicht. Ob man ihn wieder ins Meer brachte, weiß ich nicht. Es sah jedenfalls ziemlich lächerlich aus, aber auch unheimlich. Denn unwillkürlich denkt man bei solchen Gelegenheiten: Genau daselbe kann auch mir geschehen. Aber — zum Glück denkt man nicht daran; und dann sind seltsame Unglücksfälle ziemlich selten.

## Wie Ost und West sich grüssen

Durch die Sprache unterscheiden wir uns von den Tieren. Sie führt uns Menschen enger zueinander, ermöglicht den Austausch unserer Gedanken bis in die feinsten Regungen des Innenlebens, soweit wir guten Willens sind, unserer Bestimmung als Gemeinschaftswesen nachzuleben.

Begegnen wir einander, so ist das Erste, was solche Verbindung anbahnt und das Letzte, was uns nach dem Scheiden noch miteinander verknüpft hält, der Gruß zu Willkomm und Abschied. Tauschen wir ein wenig den Grußworten, wie sie unter den verschiedenen Bewohnern unseres Planeten Sitte sind. Da hören wir zwar die verschiedensten Klänge, doch ihr Sinn gleicht sich in Ost und West: der Grüßende äußert einen Wunsch, einen glückhaften Wunsch für das du und nicht für sich selbst, wie es dem alten Gebot des Sittenlehrers Konfuzius entspricht: „Wünschen darf der Mensch nur, was andern Gutes bringt.“

In der Form gleichen sich die Grüße am meisten in den geschriebenen Sprachen der Abendländer, so sehr, als sei „Guten Tag!“ oder „Guten Morgen!“ aus einer Sprache in all die anderen „übersetzt“. Ob es nun in elegantem Französisch erklingt „Bon jour“ oder in feurigem Spanisch oder Italienisch „Buenos dias — buon giorno“, in der weichen Rede des Rhätoromanischen „Bun dia“, oder Portugiesischen „Bom dia“, im hochgemuten Singang der Schweden „God morgon“ oder in bedächtiger Holländisch „Goed dag“, ob der Ungar sein „Jó reggelt“ hervorstößt oder der Böhme sein „Dobre jitro“, der Grieche wohlklingend „Kalli mera“ grüßt — es sind überall Worte gleicher Bedeutung.

Wir wissen freilich, daß der Inhalt dieser Begrüßung schon recht verblaßt ist in dieser erstarrten Uniformierung, die unsere Schriftsprachen durchzieht. Und sogar die schriftlose Sprache der Zigeuner hat sich in etwas dieser Uniform angepaßt; sie haben in Westeuropa ihre alten Volksgrüße zum Teil aufgegeben und wenden das „Guten Tag“ ihrer Gastwörter auch unter sich an, in ihrer Sprache „laudsche diiwes“. Um wie vieles lebendiger und herzlicher muten doch die mannigfachen anderen Grüßlein der gesprochenen Umgangssprachen an, selbst wenn sie „Tschau!“ oder „Salü!“ lauten!

Wo unsere Anrede dem Mitmenschen den guten Verlauf einer so kurzen Spanne Zeit wünscht, wie „Tag“ oder gar nur „Abend“ es sind, da pflegt der Chinese zu sagen: „Ich wünsche Ihnen Ruhe (tschhing ngan)!“ Und das ist fast das Gleiche wie „Grüß Gott“, denn ist Ruhe, ist Frieden nicht eine der wertvollsten Gottesgaben? Daß die Orientalen sich dessen besser bewußt sind als wir, drückt sich schon in ihren Grüßen aus. So auch im „Mit euch sei Friede — aleikum salaam“ des Arabers.

Ruhe ist im Osten auch ein Attribut der Würde. In China ehrt man sich gegenseitig mit dem Abschiedsgruß: „Gehen Sie ruhig, gehen Sie gemächlich (man tsou, man tshhü)!“ Zur Wiedergabe des Sinnes bedarf es eigentlich eines längeren deutschen Satzes, wie bei all solchen lapidaren Ausprüchen der Ostasiaten: „Ihrem hohen Rang kommt Ruhe zu, mögen Sie würdevoll schreiten und ohne die Hast, die dem Kuli ziemt.“ Eine andere Welt als die unsere, will uns scheinen, und sie beneidet uns nicht.

Fremd sind auch vielen Völkern unsere Grußgebärden, wie Handschlag oder Kuß. Der letztere ist bekanntlich zum Beispiel in Japan als anstößig verpönt und die Eskimos gar ersehen ihn durch gegenseitiges . . . Nasenreiben. In Ostafrika kniet man zum Willkommensgruß nieder und klatscht in die Hände, mit um so größerer Ausdauer, je mehr man den Ankömmling ehren will. Der Araber wieder berührt unter Verneigungen mit der Rechten Brust, Lippen und Stirn, und der Chinese drückt bei Gruß und Abschied Achtung und Anteilnahme dadurch aus, daß er die Hände über dem Schoß faltet und sich verbeugt.

Grüßworte, die Anteilnahme am Ergehen des Mitmenschen ausdrücken, finden wir in der ganzen Welt. „Befinden Sie sich wohl, oder etwa nicht?“ (Ni chao pu chao?) ist in China die gebräuchlichste Begrüßung. Auch der Engländer zieht dem „Good day“ ja meist die persönlichere Anrede „How do you do, how are you?“ vor. Sie lehrt wieder im holländischen „Hoe makt U het?“ und im Schweizergruß „Was läbet Dühr?“ Wörtlich daselbe bedeutet die übliche russische Begrüßung „Kak pashiwajete?“

Ebenso warm verabschiedet sich der gefühlstiefe russische Mensch mit dem treuherzigen: „Strawstwujte — mögen Sie gesund sein!“ Der Zigeuner kennt nur den religiösen Abschiedsgruß „Verbleibe mit Gott — adsch mr-deblee!“, und in Spanien ist das ähnliche „Vaya con Dios — geh mit Gott!“ gebräuchlich. „Geh einer guten Zukunft entgegen — ai s to kallool“, so drückt es der Grieche aus. Gegenüber dem stereotypen „Guten Tag“ ist die Auswahl der Abschiedsgrüße in Europa ziemlich bunt, vom lustigen „Tschau!“ — die Angelsachsen pflegen bei solcher Gelegenheit „Cheerio!“ zu sagen — bis zum ernstesten „Bhüet Ech Gott“ und dem so abgedroschenen, billigen „Alles Gute!“

Da ja all diese mannigfachen Formen guter Wünsche etwas vom Geiste derer spiegeln, die sich ihrer bedienen, könnte man fast meinen, unter Europäern sei die Freude größer und echter beim Abschied, beim Lebewohl als beim Willkommen — wenn es nicht doch auch in vielen Zungen so tröstlich erklinge: „Au revoir — a rivederci — hasta la vista — auf Wiedersehen!“ A. K.

# August, mein Kaktus

Von Eil Wendt.

Heute gehört er zu meinen besten Freunden. Als ich ihn seinerzeit geschenkt erhielt, war ich nicht so beglückt wie der freundliche Spender, mein guter Freund Otto gewünscht hätte. Ich teilte die allgemeine Vorliebe für Kakteen nicht und hielt sie für eine Mode-laune. „Was haben diese stacheligen Dinger in unsern Wohnungen zu suchen“, argumentierte ich, „sie blühen nicht, sie duften nicht, sie sind nicht einmal schön anzusehen. Eine blühende Topfpflanze ist mir hundertmal lieber.“

Dies hatte ich auch Otto des öftern auseinandergesetzt. Trotzdem überreichte er mir an meinem Geburtstage etwas, das mich durch die papierene Hülle empfindlich in die Finger stach. „Sieh ihn dir an“, rief er strahlend, „ein Echinopsus! Ein selten schönes Exemplar! Schau nur, die herrlichen Stacheln!“ Ich erwiderte, daß ich sie schon gespürt hätte und danke Otto ein wenig lau. Aber er bemerkte es gar nicht, so begeistert war er von seinem Geschenk. „Du solltest dir den ‚Kakteenfreund‘ halten“, riet er, „es steht alles darin, was du wissen mußt. Wenn du ihn danach behandelst, wird er bestimmt bald blühen, reizende, rote Blüten, weißt du!“

„Wo hast du schon einmal einen blühen sehen?“ fragte ich argwöhnisch.

„Im botanischen Garten“, antwortete Otto etwas kleinlaut, „aber bei richtiger Pflege blühen sie überall; sie sind ja so dankbar!“

Ich erwiderte nichts und stellte den Kaktus auf das Fensterbrett.

„Du könntest ihn August nennen“, schlug Otto noch vor, der wußte, daß bei mir jedes Ding seinen Namen haben mußte.

Da stand nun mein stacheliger Hausgenosse, er schaute rund und glänzend drein, und ich mußte mir widerstrebend zugeben, daß er ein hübscher Bursche war. Am nächsten Tag abonnierte ich den „Kakteenfreund“. Nachdem ich August nun mal hatte, sollte er sich wohl bei mir fühlen und den sonnigen Süden möglichst wenig entbehren.

Die Lektüre des „Kakteenfreund“ belehrte mich dahingehend, daß Kakteen am besten im Mistbeet gedeihen. Falls man über kein solches verfüge, müßte man wenigstens auf die richtige Erdmischung bedacht sein. Vor Komposterde aus Gärtnereien könne nicht genug gewarnt werden, da sie reich an Bakterien und Schädlingen sei. Dahingegen sei trockener Lehm durchaus zu empfehlen, den man am besten beim Abbruch alter Häuser gewinne. Ich unternahm August zuliebe einen Streifzug durch die Stadt, bis ich auf ein im Abbruch befindliches Haus stieß. Was da herumlag, schien mir zu allem andern als zu Kakteerde geeignet. — Ich befragte wiederum den „Kakteenfreund“ und erfuhr nun, daß aufgelöster Kuhdünger das beste Mittel sei, eine betörende Blütenfülle zu erzeugen. Ein über und über mit Blüten bedeckter August erschien verlockend vor meinem geistigen Auge, aber das liebliche Bild versank im Dunkel vollkommener Ratlosigkeit.

Woher Kuhdünger nehmen, mitten in der Stadt? In meiner Not rief ich Otto an. Er lachte mich aus mißsam dem „Kakteenfreund“. „Kaktosan“, rief er munter ins Telephon, „Kaktosan mußt du ihm geben; ein altbewährtes Mittel zur Kakteenpflege, es enthält alles, was er braucht.“ Ich befolgte Ottos Rat und fütterte August mit Kaktosan. Aber es bekam ihm offenbar nicht, er verlor sein pralles, glänzendes Aussehen und magerte sichtbar ab.

Mein Glaube an Ottos Kenntnisse schwand jäh dahin. Kurz entschlossen ging ich zu eigenen Methoden über. August wurde zwei- bis dreimal wöchentlich mit schlichtem Leitungswasser begossen. Und siehe da; er gedieh! Er gedieh sogar prächtig! Nur blühen wollte er nicht, um keinen Preis! Statt dessen bekam er mit der Zeit kleine stachelige Junge, obwohl er August hieß und ein durchaus männliches Aussehen hatte.

Ich pflanzte Augusts Nachkommen in winzige Töpfe und legte damit den Grund zu einer regelrechten Kakteenzucht. Bei diesem Tun wurde ich von Otto überrascht. Er brach in lauten Jubel aus. „Habe ich es nicht gleich gesagt“, rief er triumphierend, „ich wußte doch, daß du seinen Reizen auf die Spur kommen würdest. Und dabei blüht er nicht einmal“, fügte er mit vielstimmigem Lächeln hinzu.

Nein, das tat er allerdings nicht. Aber er brauchte es auch gar nicht, ich hatte ihn ohnedies ins Herz geschlossen, diesen unverwundlichen Hausgenossen, der sich immer gleich blieb, ob man sich um ihn kümmert oder nicht. Der nicht welkte wie eine Blume und doch nicht leblos war wie ein Gegenstand. Ein Symbol der Beständigkeit stand er auf meinem Fensterbrett, zuverlässig und bescheiden.

„Mancher Mensch könnte sich ein Beispiel an ihm nehmen“, sagte ich zu Otto, und nun war die Reihe vielstimmig zu lächeln an mir.

## Der Stärkste

Japanische Fabel.

Die Kake begegnete dem Tiger, der sie verächtlich musterte. „Schau mich einmal an“, prahlte er, „welch ein Riese ich bin im Vergleich zu dir! Ein stärkeres Wesen als mich gibt es nicht.“

„Aber wie verhält es sich mit dem Tier, das dort auf einer Wolke reitet? Sieh nur, es kommt gerade auf dich zu“, entgegnete die Kake. Der Tiger schaute auf: Ein Drache saß auf der Wolke, spie Feuer und schoß wie ein Pfeil gegen den Tiger hinab. Der aber duckte sich und ergriff die Flucht.

„Haha“, blagierte nun der Drache, „habt ihr gesehen, wer am stärksten von allen ist? Es gibt keinen Stärkeren als mich, den Drachen!“

Das ärgerte aber die Wolke, auf der er geritten war: „Wie?“ rief sie zornig, „bin ich nicht stärker als du, habe ich dich nicht getragen?“ Damit warf sie den Drachen ab. „Schaut her, am stärksten von allen ist nicht der Tiger und nicht der Drache, sondern die Wolke!“

Der Wind, der die Wolke trieb, vernahm das und ergrimte. Er hub an zu schnauben und blies die Wolke fort und auseinander, bis kein Restchen davon mehr vorhanden war.

„Ich, meine Liebe, bin doch stärker als ihr alle“, heulte der Wind. Der Kake wurde sein Wehen unangenehm und sie lief ins Haus der Menschen, um dort abzuwarten, bis der Wind sich lege. Im Schutze des Papierfensters (Papier-Schiebefenster an japanischen Häusern) saßen hier Mann und Frau friedlich und ungestört bei der Lampe. Der Wind vermochte nicht durch das Fenster zu dringen.

„Das Papierfenster ist doch noch stärker als der Wind“, sagte die Kake zu sich selbst. Da sah sie eine Ratte, die ein Loch in das Papierfenster nagte.

„Noch stärker als das Fenster ist die Ratte“, setzte die Kake ihre Betrachtungen fort und strich sich den Schnurrbart, „und wenn ich nun die Ratte töte, bin ich dann nicht das stärkste Wesen der Welt?“ Damit ergriff sie die Ratte im Sprunge, tötete sie und fraß sie auf.

So kommt es, daß die Kake beweisen kann, sie sei stärker als Tiger, Drache, Wolke, Wind, Fenster und Ratte, sei unter allen Wesen das stärkste.

(Deutsche Nachgestaltung von A. K.)

## Erntelied

Von Joachim Krolus.

Blauer der Himmel, Sonnenbrand,  
Sommertag flimmert über das Land,  
Zitterndes Schwelen durchglüht die Luft,  
Schwer wölkt vom Rüster sich seliger Duft.

Sausen die Sensen in firrendem Ton,  
Goldhalme fassend und flammenden Mohn;  
Schwirren die Falter und fallen vom Streich  
Schrittweis' die Aehren und Blumen zugleich.

Nieder vom Nacken, braun und gesund,  
Silberperlend rieselt's zum Grund;  
Röstlich in Liebe füllt sich der Kreis:  
Säen und Ernten nach Gottes Geheiß.

# Für unsere Kinder



## Am Bach

Ein Bach ist für die Buben  
Beinahe wie ein Meer  
Und seine kleinen Schätze  
Beschäftigen sie sehr.

Da quirlt es gar verlockend  
Im silberhellen Grund,  
Und jeder ahnt im Funkeln  
Der Steine einen Fund.

Oft glitzert auch ein Wirbel  
Und gluckst mit hellem Klang,  
Und perlengroße Blasen  
Verheißten einen Fang.

Da findet manches Pfötchen  
Am Wasser einen Spaß  
Und wagt sich ungewaschen  
Ins zauberische Raß.

Wenn einer da nicht zaudert  
Und unerschrocken fischt,  
Dann weiß der liebe Himmel,  
Was man da jezt erwischt.

Julius Lattmann.

## Der entsprungene Böögg

Ein Zürcher Frühlingmärchen von Bruno Schönlanf.

I.

Dem armen Böögg war es gar nicht gut zumute, als er im weißen Schneegewand durch die Straßen gefahren wurde, vor ihm, neben ihm und hinter ihm singende und tanzende Kinder in bunten Reihen wie lebendig gewordene Frühling Blumen. Der Sechsläutenmarsch ertönte und die blauweißen Fahnen wehten so lebhaft, als ob sie mitmarschieren wollten. Und vom Himmel, der weiße Wölkchen auf seinem blauen Kleid trug, lachte die Sonne.

Dem armen Böögg aber wurde es schlimmer zumute. Morgen sollte er verbrannt werden. Die Glocken würden dazu läuten. Die Beduinen mit ihren Pferden ihn wie toll dabei umkreisen. Die ganze Bevölkerung freute sich schon heute darauf, wie er morgen, am Montag, donnernd in die Luft fliegen sollte. Heute hatten die Kinder ihren Mummenschanz und morgen die Kinder und Erwachsenen. Alles wartete auf seinen Tod. Je näher er in die Nähe des großen Plazes kam, wo er verbrannt werden sollte, um so bänglicher wurde ihm. Er sah auf das Münster mit seinen bekrönten Turmhelmen, denen er im Winter so schöne weiße Zipfelmützen aufgesetzt hatte. Es schien ihn nicht mehr kennen zu wollen. Alles jauchzte dem Tod des Winters entgegen.

Immer wilder spielte die Musik und ging ihm schließlich so auf die Nerven, daß er unversehens eine feurige Ladung Schwär-

mer losließ, so daß die ganze Stadt wackelte und Karl der Große beinahe vom Karlsturm gefallen wäre. Die Tauben freisten erschreckt wie silberne Wolken, die Schwäne und Wasserhühner schwammen aufgeregt auf dem Fluß hin und her, und der Menschenmenge verschlug es für ein paar Augenblicke den Atem. Doch bald faßte sie sich wieder. Von den Zuschauern schrie einer „Gesundheit“, und bald wiederhallten die Straßen und Gassen vom allgemeinen „Gesundheit“-Rufen.

„Der arme Böögg klöpft heute schon vor lauter Angst in die Hosen“, sagten ein paar Feuerwerker, „wie soll das morgen erst werden, wenn ihm ganz langsam die Finken verbrennen!“

All das mußte der arme Böögg hören, und als er abends auf den Reifighausen gepießt wurde, sah er wehmütig über den Sattelberg die Sonne untergehen. Die Sterne begannen zu scheinen, die Mondichel stand am Himmel, und mit silbernen, roten und grünen Sternen wetteiferte die Stadt mit den himmlischen Gestirnen. Autos rasten an der Seeftraße vorbei und brannten ihre feurigen Strahlenbündel in die Nacht. Ganz in der Ferne sah er die geliebten Berge mit ewigem Eis und Schnee.

„Ach, wenn ich dort sein könnte“, dachte er, „wenn ich hier entfliehen könnte!“ Nun flog aber im selben Augenblick eine feurige Sternschnuppe vorüber und auf einmal fühlte der arme Böögg, wie Leben in seine Beine, in seinen ganzen Körper kam, und er fing an, mit einem riesigen Satz von dem Scheiterhaufen zu springen. Dann blies er mit seinen Nasenlöchern, daß es mit einem Hauch dreißig Grad kalt wurde. Die ganze Stadt fing auf einmal an zu niesen und zu prusten, und dieses Mal war es der Böögg, der höhnisch „Gesundheit“ rief.

Der See und die Flüsse froren zu, und es war ein Glück, daß die Wasservögel durch den Luftdruck der niesenden Stadt in die Höhe gehoben worden waren, sonst wären sie alle im Eis gefangen worden. Die erschreckten Wächter blieben erst eine ganze Zeitlang wie erstarrt stehen, dann aber faßten sie sich, und einer rief geistesgegenwärtig Polizei und Kaserne an. Flugzeuge wurden aufgeboden, um den Böögg zu verfolgen, der auf seinen Finken wie ein Eissegler dahin fuhr über den See, um dann über die Berge hinweg zu enteilen.

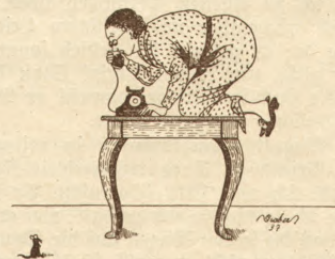
„Der Böögg ist los! Der Seestädter Böögg ist los!“ ging es bald durch das ganze Land, denn überall war es eiskalt geworden. Doch umsonst suchte man die Berge mit Scheinwerfern ab und versuchte dem Böögg den Weg abzusperren. Der rannte, als ob er Siebenmeilensiefel hätte, und wenn ihm eine Truppe zu nahe kam, blies er ihr ein Schneegestöber entgegen, daß ihr Hören und Sehen verging.

In der Nähe der Bundesstadt aber verlor er seine Finken und fiel in eine Grube. Leider aber mußte sich ein Verfolger da erst die Nase puken, und während der halben Stunde hatte der Böögg seine Finken wieder gefunden und konnte enteilen.

Das ganze Land aber, wo es eisig kalt geworden war, hatte keine schlechte Mut auf die Seestädter mit ihrem unheilvollen Böögg. Doch die Seestädter selber mußten den wieder losgelassenen Winter am meisten spüren. Wie die Wühlmäuse mußten sie sich morgens aus ihren Häusern graben, denn über Nacht war noch drei Meter hoch der Schnee gefallen. Keine Straßenbahn ging, kein Auto, kein Zug. Die Betriebe standen still und auch die Schulen mußten feiern.

Der Böögg aber war auf einen hohen Berg entkommen und hatte sich schon eine Eisburg gebaut. Ab und zu guckte er hinunter und blies neue Kältewellen auf Himmel und Erde.

(Schluss folgt.)



«Hilfe — eine Maus . . . !?»

# Forschungen und Wissenschaft

## Schätze der Tiefe „ferngefördert“

Als der Mensch sich damit begnügte, nur solche Bodenschätze zu gewinnen, die ihm die Natur spärlich genug an der Erdoberfläche greifbar bot, waren seine Kulturbedürfnisse noch gering. Doch schon in vorgeschichtlicher Zeit zwang ihn die Not, in der Tiefe zu schürfen, denn Salz war ihm Lebensnotdurft, wichtiger als Eisen und Kupfer, führten doch einst die Chatten einen Ausrüttungskrieg mit ihren Nachbarn um deren Salzquellen. Die Wirtschaftlichkeit, nicht die technische oder hygienische Unmöglichkeit entscheidet darüber, ob ein Vorkommen noch abbauwürdig ist oder nicht. Darum geht man aber vorderhand den Kohlenflözen in mehr als 1000 Meter Tiefe nicht zu Leibe, obgleich sie wohl die beste Kohle böten. Bei Gold dagegen, ja, da ist es etwas anderes, da wagt man sich bis 3 Kilometer tief unter die Erdrinde. Aus ebensogrosser Tiefe holt man auch da und dort Erdöl herauf, das oft etwas unangebracht als «flüssiges Gold» bezeichnet wird, wie jeder zugibt, der einmal das Naphta im Urzustand als braungrüne Schmiere sah und roch. Aber alle Vergleiche hinken und auch über die stilistischen Geschmacksläunen lässt sich streiten.

Doch in diesem Zusammenhang ist es reizvoll, weil wir schon einmal beim Vergleichen sind, einen Vergleich zwischen ganz neuzeitlichen Gewinnungsverfahren für eigentlich recht verschiedene Rohstoffe des Erdinnern anzustellen, die alle darauf hinausgehen, dem Menschen den persönlichen Weg in die Tiefe hinab zu ersparen und den begehrten Stoff ohne das Abteufen von Schächten und das Schlagen von Stollen heraufzuholen. Wozu einen Schacht, wenn ein Bohrloch genügt?

Mit dem Salzbergbau begann es. Dort gibt es viele, sehr wenig mächtige Lager, die sich im gewöhnlichen Abbau durch Lösen vor Ort nicht gewinnen lassen. Doch, Salz ist wasserlöslich, wie schon der Esel merkte, als er mit seinen Salzsäcken von der Brücke fiel. Da drückt man einfach Wasser durch Bohrlöcher hinab in die salzföhrnden Schichten und pumpt das im Wasser gelöste Salz als Sole wieder nach oben. Der Schmutz, Lehm, Löss u. a. bleibt unten, man pumpt die Sole gleich viele Kilometer weit ins Gradienwerk, das Reinigen und Sieden des Salzes wird einfacher, das Salz billiger. Probatur est.

Warum soll, was beim Salz möglich ist, nicht auch beim Schwefel gehen? dachte der Schwabe Frasch, als man 1865 in Louisiana beim Bohren auf Petroleum in 170 Meter Tiefe auf ein 70 Meter mächtiges Lager aus Schichten von reinem Schwefel und Kalkstein stiess. Schachtgewinnung erwies sich im Schwimmsand der Stelle beim damaligen Stande der Technik als unmöglich, denn Bodengefriergefahren oder gar chemische Verfestigung der Rohre kannte man noch nicht. Wasser tut's freilich nicht, dachte Frasch, denn das löst wohl Salz, aber keinen Schwefel. Doch wie wäre es mit heissem Dampf? Er trieb ein 25 Zentimeter weites Rohr bis ans Ende seines Schwefellagers und setzte ihm konzentrisch 2 weitere Röhren von 15 Zentimeter und 7,5 Zentimeter Durchmesser ein. Dann pumpte er unter Druck auf 165 Grad erhitztes Wasser durch das Aussen-, und heisse Luft durch das Innenrohr ein, der Schwefel um das Rohr schmolz, floss nach unten und trieb mit der Pressluft zusammen im Zwischenrohre hoch. Heute liefert solche Schwefelpumpe 400—500 Tonnen fast 100% reinen Schwefels am Tage, den man

zwischen hohen Bretterwänden zu einem oft 100,000 Tonnen schweren Block erstarren lässt, den man dann zum Verladen mit Bohrspatzen zersprengt und mit dem Bagger verlädt.

Das brachte den Engländer Ramsay auf den Gedanken, bei der Kohle ein ähnliches Verfahren anzuwenden. Zwar kann man diese nicht so einfach «verflüssigen», aber sie lässt sich ja «vergasen». In der Retorte des Gaswerks, beim «Voll-» oder «Doppelgasbetrieb» tut man ja auch nichts anderes, als dass man auf warmem Wege den Kohlenstoff der Kohle in brennbares Gas verwandelt. Nun liegen aber drei Viertel aller Kohlenvorräte der Erde in wahrscheinlich unerreichbaren Tiefen. Ramsay schlug also vor, Bohrlöcher hinabzutreiben, die Flöze unten elektrisch zu entzünden und abwechselnd Pressluft und Wasserdampf hinabzublasen, wobei die Luft die Kohle auf Weissglut bringt, der Wasserdampf dann Wassergas bildet. Man hat in der Tat diesen Vorschlag an verschiedenen Stellen verwirklicht, und wenn auch das Verfahren noch in den Anfängen steckt, so steht ihm doch eine Zukunft bevor.

Das Neueste auf diesem Gebiete «fernbetätigter» Förderung aber ist das Herausheben des rohen Erdöls mit Druckluft und Gasdruck. Pumpt man das Oel mit Kolbenpumpen herauf, so laufen oft auch unerwünschte Anteile wie Sand der Pumpe zu. Man kann aber den natürlichen Gasdruck im Oelsand, der das Oel manchmal gewaltsam als «Springer» hoch aus dem Bohrloch schießen lässt, verbessern, indem man bereits gewonnenes Erdgas hinab ins Oel presst, das teilweise vom Oel aufgenommen wird und dieses sogar etwas flüssiger macht. Meist hat man dieses immerhin wertvolle Gas nicht oder nicht in genügender Menge zur Verfügung. Dann muss Pressluft helfen, die allerdings das Oel nicht flüssiger macht, obgleich auch sie sich mit ihm vermischt, worauf sie hernach wieder in Filteranlagen daraus beseitigt werden muss. Man hat dafür verschiedene Methoden entwickelt und arbeitet neuerdings im Oelgebiet Nienhagen mit einer im Bohrrohr bis unter den Oelspiegel versenkten «Tauchglocke», die sich mit Oel von unten aus füllt, worauf man von über Tage aus den Inhalt mit einer Druckluftleitung in die Förderleitung auspresst. Durch verschiedene sinnreiche Anordnungen erreicht man dabei trotz niedrigem Betriebsdruck und geringem Druckluftverbrauch Förderhöhen bis 1500 Meter.

So sehen wir, wie man sehr verschiedene Rohstoffe fester und flüssiger Art teils in verflüssigtem, teils in flüssigem oder vergastem Zustand tief aus dem Erdinnern heraufholt und nutzbar macht, obgleich sie die Natur geizig wie einen ängstlich gehüteten Schatz tief im Erdinnern vergrub. Indessen, was bedeutet auch in diesem Falle eine Förderung aus 2 oder 3 Kilometer Tiefe! Weiter unten liegen noch unerschöpfliche Schätze, deren Gewinnung uns allerdings beim besten Willen nie gelingen wird, wenn auch die Erdwärme, der aus Urzeiten gewordene Energievorrat der Erde, heute schon da und dort angezapft ist und wohl dereinst in Hunderten von Jahren die grosse Kraftquelle der Erdbewohner bilden wird. *Ed. A. Pfeiffer.*

## Kampf dem Kohlweissling!

Im Juli beginnt in der Regel der Frass der Raupen des grossen Kohlweisslings

und dauert bis in den Oktober hinein. Der Weissling schlüpft im Frühjahr aus den überwinterten Puppen und legt seine Eier an die Unterseite der Blätter von verschiedenen Feldunkräutern, da im Garten um diese Zeit noch keine Gelegenheit zur Eiablage vorhanden ist. Diese erste Brut kommt daher auch im Garten kaum in Betracht. Sie entwickelt sich sehr schnell und gibt bereits Ende Juni, Anfang Juli die ersten Falter. Unseren Kohlarten wird erst die zweite Brut gefährlich, die mit ihrer ungeheuren Gefrässigkeit übrigens nicht nur Kohl, sondern auch Rettich, Radieschen, Kohlrüben, Levkojen, Kapuzinerkressen u. a. bis auf die Rippen verzehrt. Die erst grünlichen, später goldgelben Eier werden von dem Falter in grösseren oder kleineren Kuchen an der Blattunterseite von Kohlblättern abgelegt. Nach 14 Tagen wimmelt diese Stelle von kleinen weisslich- bis gelblichgrünen Räupehen, die bei fortschreitendem Wachstum schwefelgelb werden. Erwachsene verlassen sie ihre Wirtspflanze und verpuppen sich an Zäunen, Mauern u. dgl. Mit einem Gespinstfaden heften sie sich, an ihrer Unterlage aufrecht sitzend, fest und überdauern so den Winter. Ganz ähnlich verhalten sich die Raupen des kleinen Kohlweisslings, die von schmutzig-grüner Farbe sind und eine samtige Behaarung aufweisen.

Das einzig durchschlagende Kampfmittel gegen diese gewaltigen Schädlinge ist das Ablesen der gelben «Eierkuchen» und das Zerdrücken der jungen Raupen, solange sie noch zusammenhalten. Von arsenhaltigen Spritzmitteln soll man absehen. Geeignet erwies sich neben der Quasiasifenbrühe, eine 3- bis 4prozentige Lösung von Flöraevit oder Bestäuben mit Parasitol-Erdflöhpulver. Beim Sammeln von Raupen achte man unbedingt auf die dunklen und unbeweglichen, von der nützlichen Schlupfwespe angestochenen Tiere, die man schonen muss, weil neben den Vögeln die Schlupfwespe der ärgste natürliche Feind des Kohlweisslings ist.

Dr. Stehli.

## Niete und Luftwiderstand

Gründliche Vergleichsversuche erwiesen kürzlich wieder einmal, dass Modellversuche aller Art nur unter Ansehung aller Umstände verlässlich sind und dass man namentlich bei Strömungsvorgängen nicht einfach vom verkleinerten Modell auf Originalgrösse schliessen kann. Hauteffekt und Grenzschichtwirkung hängen aber mit vom Zustand der Luftteilchen, deren Dichte und Wärme ab. So hatte man im Windtunnel die Feststellung gemacht, dass die runden Köpfe halb- oder unversenkter Nieten am Flugzeug beträchtliche Geschwindigkeitsverringerung durch Erhöhung der Luftreibung verursachten. Aber als man dann die gleichen Versuche an einem Flugzeug voller Grösse wiederholte, erwies sich, dass der Luftstrom an den rund geschliffenen Köpfen ohne Wirbelwirkung entlangglitt. Die Grenzschicht wirkte also wohl ähnlich wie eine Oberfläche aus lauter sich drehenden Kugeln. Sie dürfte überhaupt, wie auch das Verhalten der Luft am Stromlinienauto beweist, einige Millimeter dick sein, daher Unebenheiten bis zu einem gewissen Grade ausgleichen und eine ähnliche Wirkung ausüben, wie der kolloidale Graphit im Schmieröl, der sich glättend, ausfüllend zwischen die Unebenheiten des Lagermetalls setzt. *ftk*

# Mädchenkleider



21030

21031

**21030. Mädchenkleid mit heller Garnitur.** Gerda-Schnittmuster für 8—10 und 10 bis 12 Jahre erhältlich. Material für 10—12-jährige Mädchen etwa 2,50 m Stoff, 96 cm breit. Das hellfarbige Waschseidenkleid zeigt vorn Teilungslinien, welche am Rod in Falten übergehen. Beim Aufsteppen des Vorderteils sind die Brusttäschchen, welche von Knöpfen gehalten werden, mitgefaßt. Die kurzen feurigen Ärmel erhalten Aufschläge, welche mit kleinen farbigen Punkten bestickt sind. Hiermit harmonisiert der Kragen und die Patte, welche den Schlüssel-schnitt deckt.

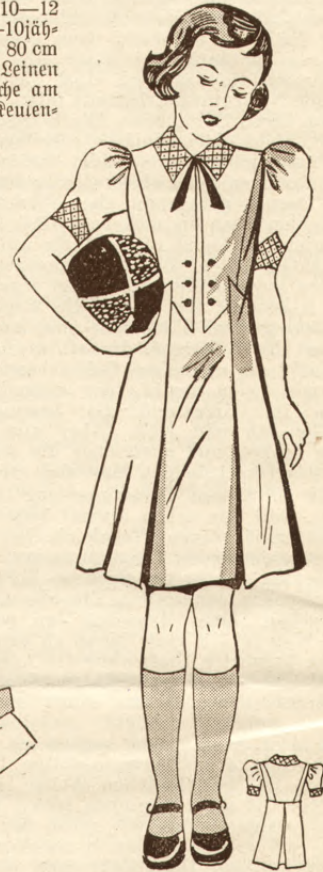
**21031. Streifenkleid aus Indanthrenstoff.** Gerda-Schnittmuster für 8—10 und 10—12 Jahre erhältlich. Material für 8—10-jährige Mädchen etwa 2,25 m Stoff, 80 cm breit. Durch die verschiedene Zusammenstellung Streifen wird eine hübsche Wirkung erzielt. Für die Bluse und die Ärmelbündchen ist der Stoff quer genommen. In der vorderen Mitte erhält die Bluse eine aufgesteppte Blende. Ein weißer Waschtragen umgibt den Halsrand. Die getraufelten Ärmel sind in Bündchen gefaßt. Ein Ledergürtel hält das Kleid in der Taille.

**21032. Kleid aus geblühtem Musselin.** Gerda-Schnittmuster für 2—4 und 4—6 Jahre erhältlich. Material für 2—4-jährige Mädchen etwa 1,50 m Stoff, 80 cm breit. Das oben getraufelte Mädchen ist der Bluse untergefaßt. Das Vorderteil ist boleroartig geteilt. Der weiße Waschtragen ist mit Plissee besandet. Die Puffärmel sind in Bündchen gefaßt.



21032

21033



21034

**21033. Badfischkleid aus Waschseide.** Gerda-Schnittmuster für 12 bis 14 und 14—16 Jahre erhältlich. Material für 12—14-jährige Mädchen etwa 3 m Stoff, 90 cm breit. Das Kleid hat durchgehende Schnittform. Der Blusenvorderteil ist durch eine Wiege verziert. Darüber sind Taschen schräg aufgelegt. Eine Faltenbahn ist der Vorderbahn zwischengelegt. Der Gürtel, welcher das Kleid in Taillenhöhe zusammenhält, ist aus zwei Farben zusammengestellt. Aufschläge garnieren die puffigen Ärmel.

**21034. Leinenkleid für Mädchen.** Gerda-Schnittmuster für 8—10 und 10—12 Jahre erhältlich. Material für 8—10-jährige Mädchen etwa 2,50 m Stoff, 80 cm breit. Das Kleid aus hellblauem Leinen zeigt hübsche Teilungslinien, welche am Rod in Falten übergehen. Die Ärmelbündchen haben Aufschläge aus variiertem Stoff. Aus gleichem Material ist der Kragen, welcher von einer Schleife zusammengehalten wird.

**21035. Spielhöschen für Mädchen.** Gerda-Schnittmuster für 1—2 und 2—4 Jahre erhältlich. Material für 2—4-jährige Mädchen 1,25 m Stoff, 80 cm breit. Hellfarbiger Waschstoff ergibt das Material hierfür. Das Spielhöschen hat aufgesetzte Taschen, welche wie der Kragen mit farbigem Stidgarn bestochen sind. Die Ärmelvolants sind getrauft. Das Höschen hat Schrittluß.

**Unsere Mode**

Zu Nummer 21033 sind Gratis-Schnittmusterbogen bei uns erhältlich. Zu den obigen Vorlagen können die fertig zugeschnittenen Muster geliefert werden gegen Voreinsendung von Fr. 1.50 in Marken und Angabe der Nummern und Größen.



21059

21060

# Sommermäntel

**21059. Mantel in Reversform.** Gerda-Schnittmuster für Größe 42—46 erhältlich. Material für Größe 44 etwa 2,90 m Stoff, 140 cm breit. Wer die Reversform liebt, wird diesen Mantel in Wollstoff oder Gabardin wählen. Der Mantel hat verdeckten Schluß. Kragen, Revers und Taschenpatten sind abgesteppt. Die Ärmel, welche oben in Falten gelegt sind, erhalten aufgeknappte Blenden.

**21060. Kragenloser Mantel.** Gerda-Schnittmuster für Größe 44—48 erhältlich. Material für Größe 44 etwa 2,70 m Stoff, 130 cm breit. Der kragenlose Mantel ist für die stärkere Frau besonders vorteilhaft. Er ist vorn offen und wird nur im Taillenschluß geknüpft. Die vorderen Mantelränder erhalten aufgesteppte Blenden. Mit Formblenden sind auch die Ärmel garniert.

## Unsere Mode

Zu Nummer 21059 sind Gratis-Schnittmusterbogen bei uns erhältlich. Zu den obigen Vorlagen können die fertig zugeschnittenen Muster geliefert werden gegen Voreinsendung von Fr. 1.50 in Marken und Angabe der Nummern und Größen.

## Praktisches für Jedermann

**Fettglanz im Gesicht.** Wer zu übermäßiger Fettabsonderung im Gesicht neigt, eine Erscheinung, die sich vor allem auf der Stirn zeigt, der wäscht sein Gesicht zweckmäßig mit Teerseife. Noch bessere Dienste leistet Teer-schwefelseife. Man läßt den Schaum eintrock-

nen und wäscht ihn erst ab. Anschließend legt man einen Schweißpuder auf.

**Die Behandlung von Glasgegenständen.** Glasgegenstände bringt man zu ganz besonders blühender Helle und Blauheit, wenn man sie nach der gewöhnlichen guten Reinigung

durch Wasser mit einem weichen, in Benzin getauchten Lappen abreibt und dann tüchtig nachpoliert.

**Mangeln oder Bügeln der Gardinen?** Manche Hausfrau ist sich nicht im Klaren darüber, ob das Mangeln oder Bügeln den ge-

waschenen Gardienen dienlicher ist. Erfahrungsgemäß lassen sie sich schöner durch Mangeln als durch Bügeln herstellen. Die Vorteile des Mangelns sind vor allem Ersparnis an Zeit, Mühe und Geld, ferner leiden die Gardinen nicht soviel als durch Bügeln.

**Wermuttinktur gegen Magenbeschwerden.** Wermuttinktur leistet vorzügliche Dienste bei Magenbeschwerden und Uebelkeiten. Man bereitet sich solche, indem man ein Blatt Wermut in ein Fläschchen Spiritus legt.

## Gartenbau

**Praktische Ratschläge für den Garten im August.** Die Frühjahr- und Sommerernten sind vorbei und schon beginnt die natürliche Triebkraft des Bodens trotz allen Maßnahmen im gartenbautechnischer Hinsicht nachzulassen. Die Bodenmüdigkeit, die von der Theorie so gerne vorgeführt wird, existiert in Wirklichkeit gar nicht, sondern das Nachlassen der Triebkraft besteht in natürlichen Vorgängen im Geschehen der Natur, über die wir uns trotz aller Weisheit gar keine Rechenschaft geben können. Machen wir die Probe aufs Exempel und düngen genau wie im Frühjahr, probieren es mit Frühjahrspflanzen, und wir werden beachten, daß die Sache nicht mehr gelingt. Wir sehen uns infolgedessen veranlaßt, zu den Herbst- und Winterpflanzen Zuflucht zu nehmen. Jetzt im August ist eine letzte Bestellung der abgeernteten Beete vorzunehmen. Die Auswahl der in Frage kommenden Gemüsearten ist nicht mehr allzu groß. Kopfsalat (Tropfsalat) der Anfang August gefät und Ende des Monats gepflanzt wird, bildet bis Mitte Oktober noch gute Köpfe aus, dabei ist aber ein der Witterung entsprechendes Gäteln ja nicht zu vernachlässigen. Aussaaten von Radies können nochmals vorgenommen werden. Schwarzwurzeln säe man Ende des Monats aus, ebenso Karotten, um im nächsten Frühjahr zeitiges Gemüse zu haben. Die Aussaat von Winterspinat und Feldsalat erfolgt ebenfalls Ende des Monats. Aussaaten von frühem Weißkohl, Wirtz, Rotkohl und Blumenkohl, die in einem Kasten überwintert werden, ergeben im Frühling kräftige Frühkohlpflanzen. Im weiteren werden gepflanzt: Winterendivien, Feder- und Marcellianerkohl; gefät werden Nüßlisalat, Rüben, Silberzwiebeln, Winter-Schnittmangold und Winter-Rippmangold, ferner Rabis „Maisspik“ oder „Dittmarscher“; die Seelinge überwintern, wenn sie stark genug sind, im Freien. Die Ahabarberernten müssen unterbrochen werden, sonst haben wir im Frühjahr nur magere Ernten, bzw. Stengel. Bei den Tomaten dürfen keine Blüten mehr belassen werden, sie sind alle rückwärtslos zu beseitigen. Blätter sind nicht wegzunehmen, nur Achseltriebe sind noch immer auszubringen, bestenfalls kann die oberste Spitze des Tomatenstodes abgezwickelt werden. Brechen wir Blätter aus, um der Sonne besseren Zutritt zu verschaffen, so erreichen wir damit keineswegs eine schnellere Reife, aber wir schaden der Pflanze und den Früchten. Laßt den natürlichen Vorgängen freien Lauf, das Ausreifen der Früchte ist von der Triebkraft des Stodes und von der Wärme abhängig, jedes Darcinpfuschen ist nutzlos. Mit dem Düngen müssen wir jetzt vorsichtig zu Werke gehen, die Pflanzen vermögen nicht mehr das gleiche Volumen an Nährstoffen aufzunehmen wie im Frühjahr und Sommer, weshalb nur mäßig und nach Bedarf gedüngt werden darf. Der Reife, bzw. der Ernte entgegengehende Pflanzen dürfen nicht mehr gedüngt werden. Im Bedarfsfall ist mit Wasser einzuschreiten.

Im Obstgarten sind starkbehängene Bäume zu stützen und ganz besonders madiges Fallobst fauber aufzufangen und zu vernichten. Die Wertverwertung des Fallobstes richtet sich ganz nach der Qualität desselben. Minderwertige

Ware, die im Reifestadium noch zurück ist, wirft man am besten auf den Komposthaufen, denn die „Zuderfchjörggi“, die sich beim Einmachen ergibt, ist in Wirklichkeit wertlos. Wenn man schon Obst zu Konfitüre verarbeiten will, dann verwende man reife und gute Ware, an deren es wahrlich selten mangelt. Das Oulieren kann noch bis Mitte September fortgesetzt werden, doch wird man diese Arbeiten besser im August schon abschließen. Nach Beendigung der Himbeerernte sind alle Fruchttriebe wegzuschneiden. Die jungen Wurzelschosse bringen im nächsten Jahr Blüte und Früchte und sind in nur so großer Anzahl zu belassen, daß sie sich gegenseitig nicht beengern.

An den Weinstöcken setzen wir das Ausgeizen fort und entfernen ausschließlich nur solche Blätter, die fortwährend Schatten spenden; je mehr wir das Blattwerk am Stod belassen, desto besser reift und aromatisiert sich die Traubenbeere.

Im Ziergarten schafft man Ordnung durch Wegschneiden von abgeblühten Blumen. Um große Lüden wieder auszufüllen, pflanzen wir an geeigneten Stellen noch starke Asterpflanzen mit guten Wurzelballen nach. Nadelhölzer werden jetzt am besten verpflanzt. Die Buchseinfassungen schneide man im Laufe des Monats auf die gewünschte Länge. Wer für die Weihnachtzeit Blumenzwiebeln treiben möchte, muß dieselben schon jetzt in Töpfe mit sandiger Erde pflanzen und diese 20 Zentimeter tief in die Erde einschlagen.

So ist auch der Monat August noch eine Zeit der Arbeit und Pflege im Garten, die sich auswirkt in einer reichlichen Spätherbsternte, die uns für den Winter reichlich zufrachten kommt. S. A.

**Nachteilige Fehler im Gemüsebau während der Wachstumszeit.** In weiten Kreisen werden hauptsächlich im Gemüsebau während der Vegetationszeit große Fehler gemacht. Es handelt sich dabei meistens um alte Methoden und einer macht's dem andern nach, ohne zu überlegen, welche Nachteile daraus entstehen. Mit diesen Manipulationen beabsichtigt man, größere Früchte und auch höhere Erträge zu erzielen. Die Praxis jedoch lehrt uns, daß wir das Gegenteil von dem erreichen, was wir eigentlich wünschen.

Bei den Tomaten wird viel zu viel geschnitten und gezwikt, während es genügt, wenn man die Achseltriebe regelmäßig entfernt. Wohl treiben diese sogar sehr rasch Blütenansätze, aber die daraus resultierenden Früchte bleiben klein und reifen nur selten aus. Sobald weitere Zweige und Blätter gefappt werden, entsteht meistens die sog. „Blattrollkrankheit“. Blätter beseitigen zu wollen, um die Reife zu beschleunigen, ist ebenfalls ein Unsinn, die schönsten Früchte finden wir immer unter dichtem Laubwerk, was ein deutlicher Fingerzeig sein sollte, daß der Tomatenstod die Blätter dringend nötig hat, um schöne Früchte mit feinstem Aroma hervorzubringen.

Zwiebel-, Chalotten- und Knoblauchrohren werden trotz allen Mahnungen immer wieder niedergelegt, um die Zwiebeln rascher reifen zu lassen und um größere Früchte zu ernten. Die Reife wird durch diese eingefleischten Fehler allerdings beschleunigt, weil das Wachstum der Pflanze gestört wurde, jedoch haben einwandfreie Versuche schon längst ergeben, daß diese Unsitte auf Kosten der Erträge ausgeführt werden.

Bei den Lauchpflanzen in der zweiten Hälfte des Sommers die Blätter einzufürzen, ist dergleichen unangebracht, weil man nicht dadurch, sondern durch geeignete Pflege und Düngung die dickeren Stengel erhält.

Auch größere Kohlpflanzen und Sellerie will man mit dem Abnehmen der Blätter bezwecken, was ebenfalls ein Fehler ist, höchstens sollen angefaulte Blätter weggenommen werden.

Ahabarberernten fallen deshalb nicht befriedigend aus, weil man vielenorts die Stöcke zu lange Zeit benützt, das heißt man pflückt solange etwas vorhanden ist. Jüngere Stöcke sollen im Juli nicht mehr, ältere dagegen dürfen bis Ende Juli beerntet werden. Die nach diesen Zeitabschnitten sich bildenden Stengel dienen nicht zur Ernte, sondern zur Beschaffung der Reservestoffe in den Wurzelstod. Je kräftiger also die Pflanze in den Herbst, bzw. Winter geht, wobei auch noch mit mäßiger Düngung nachgeholfen wird, desto größere Aussicht besteht für die nächstjährige Ernte.

Aus diesen langjährigen praktischen Erfahrungen geht unabweislich hervor, daß sehr viele Pflanzler über das Wesen der Blätter und ihre ungemein große Nützlichkeit entweder gar nicht, oder zu wenig unterrichtet sind. Umsonst hat die Natur, wenn wir es so nennen wollen, den Pflanzen die Blätter nicht gegeben. Gätten sie nicht einen bestimmten Zweck zu erfüllen, der von ausschlaggebender Wichtigkeit für das Gedeihen jeder Pflanze ist, so wären sie sicher nicht vorhanden. Es gibt eine ganze Anzahl Gemüsepflanzen, bei denen die Nährstoffe durch die Blätter erzeugt, in die Knollen und Zwiebeln sowie auch in die Früchte geleitet werden. Daher ergibt sich für jeden Pflanzenfreund die selbstverständliche Notwendigkeit der Nichtentfernung gesunder Blätter bei den Gemüsepflanzen. Nicht nur das, sondern man soll möglichst rationell daraufhin arbeiten, daß das gesamte Blattwerk in gesundem und unverletztem Zustand bleibt, bis man zur Ernte schreitet. Dürre, angefaulte, von Schnecken stark zerfressene und welke Blätter dagegen sollen von Zeit zu Zeit regelmäßig entfernt werden. Ein augenfälliges Beispiel zur Erhärtung der obigen Tatsachen bieten uns die langen Sommer- und Winterrettige, bei denen sich ausnahmslos zuerst die Blätter und erst nachher die Knollen ausbilden, mit andern Worten, erst wenn die Blätter imstande sind, der Knolle die Nährstoffe zu liefern, beginnen sich jene auszubilden. So könnten die Beispiele vermehrt werden; man ziehe die nötigen Lehren daraus. S. A.

**Röntgenstrahlen im Dienste der Pflanzenzucht.** Seit längerer Zeit schon werden Versuche unternommen, die Keimfähigkeit und den Ertrag von Pflanzensamen durch Bestrahlungen mit Röntgenstrahlen zu steigern. Die russischen Professoren Boyer und Schukilts berichten jetzt über Versuche auf diesem Gebiet. Sie haben zum Beispiel trockene Gurkensamen der Röntgenbestrahlung ausgesetzt. Aus diesen Samen wurde ein 2-facher Ertrag erzielt, gegenüber aus unbestrahlten Samen. Die Pflanzen, bzw. die Früchte aus bestrahlten Samen gelangten viel schneller zur Reife als die andern, und zwar waren die bestrahlten Früchte 5 bis 8 Tage früher reif. Auch mit andern Pflanzensamen hat man dementsprechend gute Erfolge durch Bestrahlung wahrgenommen. Wenn es gelingen sollte, durch Samenbestrahlungen mit Röntgenstrahlen Gemüsepflanzen und Ackerfrüchte schneller zur Reife zu bringen, als dies bisher der Fall war, so würde dies für die Bodenbestellung in kühleren Ländern von großem Vorteil sein, weil man einerseits schon zeitiger im Frühjahr im eigenen Garten Gemüse ernten könnte, als es bis hierher möglich war, und weil dadurch die Einfuhr teurer Produkte vom Ausland eingeschränkt würde. Andererseits könnte man unter Umständen Feld- und Gartenfrüchte auch in nördlicheren Gegenden anbauen, wo sie unter heutigen Verhältnissen kaum oder gar nicht zur Ausreife gelangen.

Das sind natürlich sog. „Laboratoriumsversuche im kleinen“. Ob es im Laufe der Jahre zur größeren Verbreitung solcher Bestrahlungen kommt, bleibt abzuwarten. Bei solchen Neuerungen spielt naturgemäß der Kostenpunkt für komplizierte Apparaturen eine wesentliche, wenn nicht die ausschlaggebendste Rolle. S. A.



## Aerztlicher Ratgeber

Sämtliche Anfragen sind an die Redaktion des „Aufstieg“, Monbijoustrasse 61, Bern, einzusenden und werden an dieser Stelle kostenlos beantwortet. Eine direkte Beantwortung an die Abonnenten findet nicht statt und Anonymes kann nicht berücksichtigt werden. Strenge Diskretion. Jeder Anfrage ist 20 Rp. Porto beizulegen.

**Trichterbrust.** Anfrage 520: Auf Wunsch weggelassen.

**Antwort:** Skelettmisbildungen dieser Art entwickeln sich gewöhnlich im Kindesalter, zur Zeit, als die Knochen noch nicht ihre normale Härte erreicht haben, oft weil das Kind weiche Knochen hat, zum Beispiel durch Erkrankung an Rachitis. Diese Misbildung an sich hat keine weitere Bedeutung und stellt lediglich einen Schönheitsfehler dar. Wenn die Brustorgane an sich gesund sind, werden sie durch die abnorme Brustform in ihrer Funktion nicht wesentlich beeinflusst. Es besteht keinerlei Gefahr, daß ein Mensch mit einer Trichterbrust leichter erkranken oder früher sterben sollte, als jeder andere mit normaler Körperform. Mein ältester Patient mit Trichterbrust zählt heute 84 Jahre. Sie dürfen also Ihren Angehörigen beruhigen. Angst vor Erkrankung ist oft schlimmer als die Erkrankung selbst.

**Krämpfe in den Beinen.** Anfrage 521: Meine Frau, 79 Jahre alt, bekommt in der Nacht oft Krämpfe in den Beinen und Füßen bei geringen Bewegungen. Am Tag bekommt sie sie nicht. Verschiedene Einreibungen haben nichts genützt. Sie hat auch oft Aufstoßen.

**Antwort:** Gegen die Krämpfe in den Beinen würden warme Wickel, eventuell Solewickel der Beine wesentliche Besserung bringen, vorausgesetzt, daß man sich die Mühe nimmt, längere Zeit hindurch täglich die Wickel vor dem Schlafengehen zu machen. Auch würde es günstig sein, wenn Ihre Frau die Beine und den Oberkörper für die Nacht hoch lagert, das heißt unter die Matratze am Kopfende und am Fußende des Bettes je 1 bis 2 Keilkissen eingeschoben werden. Beim Aufstehen der Krämpfe sollen die schmerzenden Stellen massiert werden. Falls Ihre Frau am Tag etwas angeschwollene Beine hat, müssen diese mit einer Binde, aber nicht zu fest, für den Tag eingebunden sein. Gegen das Aufstoßen soll Ihre Frau zu jeder Mahlzeit je 1 Tablette Nulol nehmen. Dr. M., Jch.

## Graphologie

Abonnenten, die ihre Schrift graphologisch begutachten lassen wollen, haben minimal 20 Zeilen mit Tinte geschrieben, unter Angabe von Alter und Beruf und mit einem Kennwort versehen, sowie unter Beilage von Fr. 1.50 in Marken an die Redaktion des „Aufstieg“, Monbijoustrasse 61, Bern, einzuschicken. (Aufträge ohne Markenbeilage werden nicht erledigt.) Für Rücksendung von Schriftproben ist ein adressiertes und frankiertes Retourkuvert beizulegen.

**Alpenrose:** Eine sehr fleißige, tatkräftige, aber auch etwas draufgängerische Frau, die gerne das letzte Wort haben will und auf alles sehr rasch reagiert. Sie meint es aber mit andern immer gut, ja sie besitzt sogar sehr viel Liebefähigkeit und Opferbereitschaft und beansprucht für sich selber nicht viel. Sie ist sehr offen und wahrheitsliebend, scheut sich nicht vor Auseinandersetzungen, kann allerdings auch etwas herb werden und ist in ihren Neußerungen auch nicht immer genügend vorsichtig.

Ihre Intelligenz ist bemerkenswert, sie ist sehr praktisch und packt alles bestimmt und unternehmungslustig an. Sie sollte aber mit ihren Kräften oft etwas besser haushalten.

**Schneehase:** Kein alltäglicher Charakter, aber auch ein Mensch, der nicht so leicht durchschaubar ist. Die Schreiberin ist sehr intelligent, aber ihre nach außen gezeigte Bescheiden-

heit ist nicht echt, denn im Grunde genommen ist sie ziemlich ehrgeizig, sie möchte gerne irgendwie eine Rolle spielen und sich bei andern unentbehrlich machen. Zum Teil ist das allerdings ihrem sozialen Betätigungsbedürfnis zuzuschreiben. Sie ist aber keine Draufgängerin, versteht abzuwarten und zu fondieren, sie ist etwas berechnend, kann sich gut konzentrieren, beobachtet sehr gut und weiß im rechten Augenblick zu schweigen.

**Säntis:** Ein sehr aufrichtiger, ehrlicher und arbeitsamer junger Mann von mittlerer Intelligenz, aber sehr klarer Denkweise, dabei offen, mitteilbar und ziemlich bescheiden. Er hat auch Feingefühl und daneben ein paar Charaktereigenschaften, die allerdings etwas weiblich anmuten, aber sie machen ihn nicht unsympathisch. Er ist praktisch veranlagt, faßt leicht und rasch auf, nur mangelt es ihm etwas an Tiefe und Gründlichkeit, und im allgemeinen verläßt er sich eher auf eine Führung durch andere, als daß er selber das Ruder in die Hand nimmt.

Zimmerlin, die beiden Charakter passen recht gut zusammen, beide haben etwas, das dem andern fehlt, und können sich gegenseitig ergänzen.

**Coquinc:** Sie haben zwar versucht, sich selber zu analysieren und dabei, vielleicht absichtlich, etwas übertrieben. Ich finde Ihnen „Hochmut“ nicht so schlimm und Ihr Urteil nicht zu scharf. Wohl sind Sie etwas ehrgeizig und ziemlich empfindlich und denken vorderhand noch mehr an sich selber, als an andere. Die Sympathie, die Sie bei andern vermiffen, rührt wohl davon her, daß Sie etwas gerne dozieren und über Dinge urteilen, die Sie noch nicht selber erlebt haben. Sie haben überhaupt noch wenig erlebt, deshalb wirkt Ihr Spott unsympathisch auf viele Leute. Aber im Grunde genommen sind Sie viel gutmütiger, als Sie nach außen scheinen wollen, und neben Ihrem Spott haben Sie auch viel Feingefühl.

**Guador:** Die Schrift zeigt einen Menschen von überdurchschnittlicher Intelligenz, von viel Phantasie, großer, geistiger Beweglichkeit, ausgeprägtem Formeninn und auch bemerkenswertem Gestaltungsbedürfnis. Also eine künstlerische Veranlagung, die hier mit Recht entwickelt und verwertet werden sollte. Ich glaube, daß der Schreiber Talent zum Dramatiker hätte.

Im übrigen ist er eine sehr fleißige, aber nicht draufgängerische Natur, hilfsbereit, sofern er sich selber nicht zu sehr damit schwächt, sein soziales Empfinden ist sehr ausgeprägt, aber als Individualist läßt er sich kaum in allen Fällen zur Solidarität zwingen. Sein Selbstbewußtsein ist stark, wenn auch nicht aufdringlich, auf seine Versprechen kann man sich verlassen.

## Kleintierzucht

**Kaninchenzucht zwischen Sommer und Herbst.** Wir werden jetzt sehr oft die Feststellung machen müssen, daß sich unsere Zuchthäufigen schon gar nicht mehr so willig decken lassen wollen wie in den früheren Monaten. Einzelne Tiere bringen wir mitunter auch gar nicht mehr tragend, besonders nach einer recht langen Ruhezeit auf den letzten Wurf und bei kräftiger Fütterung. In der Hauptsache aber ist es eine Folge der Zeit, die unsere Bemühung so wenig erfolgreich sein läßt. Die Organe wehren sich gegen den ihnen auferlegten Zwang und zeigen uns auf diese Weise, daß sie jetzt eigentlich nicht dazu bereit sind, neuen Nachwuchs zu schaffen. Die Zuchttiere wollen und müssen Gelegenheit haben, auch einmal an sich und an die Kräftigung ihres Körpers zu denken nach einer Zeit antrengender, dauernder Zeugung und Aufzucht. Sie haben seit dem zeitigen Frühjahr viel abgegeben von ihren dazu aufgesparten Kräften und Lebensvorräten und wollen diese auch

wieder einmal erneuern und ersetzen, sonst geht es langsam bergab mit ihnen und mit der ganzen Zucht, dem sicheren Verfall entgegen. Ähnliches fühlt auch ein Tier und versucht instinktiv, diesen Zustand durch Widerzeugung zu vermeiden, wenn der rechte Zeitpunkt und die allgemeine Körperbefähigung dazu auffordern, wie es jetzt der Fall ist.

Zudem macht sich bei den Alttieren in den nächsten Wochen auch schon der Haarwechsel teilweise mit bemerkbar, und dieser macht ihnen mehr zu schaffen, wie mancher Züchter, nach äußerer Anschauung urteilend, annimmt. Deshalb zeigen auch die Tiere diese Unlust zu den so ungelegenen Paarungsabsichten des Züchters. Die Erneuerung des Haarleides nimmt alle überschüssigen Kräfte und Säfte des Körpers in Anspruch, und darum kann jetzt kein vollwertiger Nachwuchs erwartet werden. Außerdem zieht sich die Neubildung der Haardecke auch sehr in die Länge, wenn das Kaninchen doppelt leisten soll. In diesem Falle wird nicht selten auch die Gesundheit der Zucht- und Jungtiere gefährdet und ihre Widerstandskraft nur zu leicht erschüttert. Dieser Zustand ist aber gerade bei den Kaninchen recht unerfreulich und schon oft der Anfang vom zeitigen Ende gewesen, weil einsichtsvolle Züchter die Zucht widerstände ihrer Tiere nicht beachten. Sobald alle Mängel des geschwächten Körpers nach einer entsprechend langen Erholungszeit auf die letzten oder bisherigen zwei Würfe des Jahres wieder ausgeglichen sind, zeigen auch die Tiere erneut eine rege Zuchtneigung, die der Züchter noch rechtzeitig ausnützen kann, sofern er sich irgendwelche Erfolge in dieser Zeit davon verspricht.

Zunächst ist es sehr angebracht, den schnellen Haarwechsel möglichst vorzubereiten, erstens durch die schon erwähnte Schonung und zweitens durch eine geeignete Fütterung und Pflege. Eine Zugabe von Leinfamennmehl in das Weichfutter empfiehlt sich sehr zu diesem Zweck. Auch vollwertige Körner fördern den Haarwuchs, erhöhen den Fellglanz und kräftigen den Körper. Ebenso sind viel Bewegung, reichlich Licht und frische Luft der Gesundheit und damit der Neubildung der Haare sehr dienlich. Am zweckmäßigsten sind die Außenställe für die Erfüllung dieser Forderung geeignet, noch günstiger dürfte in mancher Hinsicht teilweise Freilandzuchtbetrieb sein. Größte Reinlichkeit im Stall, im Futter und in den Futterbehältern wird weiter guten Einfluß auf das Gesamtanssehen der Kaninchen ausüben. Das von den Jungen, die die in der Paarung stehenden Zuchttiere jetzt werfen würden, nicht viel zu erwarten ist, hat man allgemein längst erkannt, deshalb ruht das Züchten möglichst zu dieser Zeit. Wir müssen unser möglichstes tun, um unsern Tieren, die sich weit verausgabt haben in der Kraft, Leistung und Schönheit, bald wieder ein anschauliches Neuzeres zu verschaffen, ihren innern Kern zu erhalten und zu stärken zur weitem Auswertung in der Zucht.

Gleichzeitig aber dürfen wir die heranwachsenden Jungtiere nicht vernachlässigen. Was in der Jugend veräuert wurde, rächt sich im Alter und ist später nie wieder einzuholen, gutzumachen oder auszugleichen. Nachteile bleiben immer haften, und sollten es nur kleine, unsichtbare sein, wenn die nötige Sorgfalt bei der Aufzucht des Nachwuchses außer acht gelassen wird. Bei der späteren Zuchtverwendung werden sich die Fehler dann sicher um so deutlicher zeigen, und unsere Zucht kommt nicht recht voran.

Wir müssen stets bedenken und in jeder Beziehung dementsprechend handeln, daß wir in den Jungtieren zum größten Teil auch unsere besten Zucht- und Ausstellungstiere mit heranziehen wollen, und da lohnt sich auch die größte Mühe und Sorgfalt um das Gedeihen der Nachzucht reichlich. Ein bekanntes Sprichwort lautet: „Wie die Saat, so die Ernte.“ Und das gilt auch voll und ganz für die Kaninchenzüchter. L-W.

(Fortsetzung von Seite 613.)

Wir müssen Thorberg nun verlassen. In drei Nummern haben wir versucht, unsern Lesern in kurzen knappen Zügen einen Einblick in die Strafanstalt zu gewähren. Vieles, sehr vieles wäre noch zu berichten. Wir schreiten durch das Anstaltstor, durch das seit Jahrzehnten Unzählige zur Verbüßung ihrer Strafe geführt worden sind. Immer wieder öffnet sich aber die Pforte auch jenen, denen nach Abbüßung der Strafe die Freiheit winkt. Aber es ist leider so, dass gerade dann für viele die eigentliche Strafe erst beginnt. Wohin sollen sie sich wenden, wer nimmt sie auf und wer führt sie wieder zurück und hinein in das eigentliche Leben? Das ist das grosse Problem des Strafvollzuges. Wie sagt doch Busch: So findet man, und zwar mit Recht, dass nichts so ist, wie man es möchte.

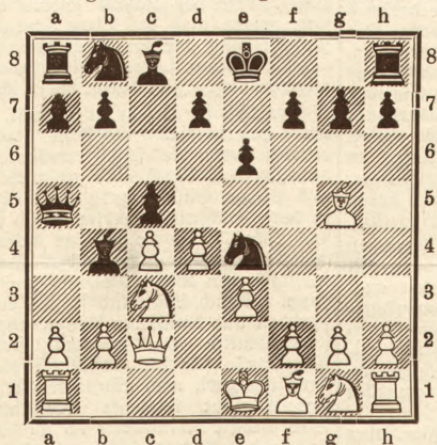
## Schach-Spalte

### Partie Nr. 474.

Gespielt in der Meisterklasse  
des internationalen Arbeiter-Schachturniers in Bern, Ostern 1937.  
Damengambit.

Weiss: L. Jörgensen, Dänemark. Schwarz: J. Ehrat, Schweiz.  
1. d2—d4, Sg8—f6. 2. c2—c4, e7—e6. 3. Sb1—c3, Lf8—b4.  
4. Le1—g5, e7—c5. 5. e2—e3? (Ein Fehler. Weiss hatte wohl den folgenden Zug von Schwarz übersehen. Besser war 5. L×f6, worauf folgen konnte 5... D×f6. 6. e3, Sc6. 7. Sf3 mit gleichem Spiel.) 5. —, Dd8—a5! (Mit der Drohung L×c3+ und Sf6—e4.)  
6. Dd1—c2 (In dieser Stellung wohl noch das beste.) Sf6—e4!  
7. Dc2×e4 (Erzungen, da der Springer auf e3 und g5 drohte.)

Stellung nach dem 6. Zuge von Schwarz.



7... Lb4×c3. 8. Ke1—d1! Lc3×b2. 9. Ta1—b1, Lb2—a3? (Viel stärker konnte Schwarz mit c5×d4 fortsetzen.) 10. d4—d5! (So bleibt der weisse Läufer im Spiel.) La3—b4. 11. Lf1—d3, d7—d6. 12. Sg1—f3, Da5×a2? (Notwendig war Dc7.) 13. d5×e6, f7×e6. (Nicht L×e6 wegen D×b7.) 14. De4—h4 (Mit der Drohung D—h5+.) Da2—a4+. 15. Kd1—e2, Da4—d7. (Schwarz hat zwei Bauern gewonnen, aber auf Kosten der Stellung.) 16. Ld3×h7, Th8×h7. (Schwarz ist gezwungen, die Qualität herzugeben wegen der verderblichen Drohung Lg6+.) 17. Dh4×h7, Dd7—f7. 18. Th1—d1, Df7—f8. 19. Sf3—e5! Schwarz gibt auf. Eine von Weiss vom 8. Zuge hinweg sehr energisch gespielte Partie.

Anmerkungen von A. Bager im dänischen «Arbejder Skak».

### Schachnachrichten.

**Russland.** Das russische Nationalturnier in Tiflis ergab folgende Rangliste: 1. Löwenfisch 12½ Punkte. 2.—3. Konstantinopolsky und Ragosin 12 P. 4. Mokagonoff 11½ P. 5.—7. Belavenetz, Goglydse und Lyssitzin 11 P. 8. Rauser 10½ P. 9. Yudowitsch 10 P. 10.—12. Alatorzeff, Budarevsky und Rabinowitsch 9½ P. 13. Kan 9 P. 14. Lilienthal 8½ P. 15. Panoff 8 P. 16.—18. Budo, Tschechower und Iljin-Genewsky 7½ P. 19. Kasparian 7 P. 20. Ebralidse 5 Punkte.

**Paris.** Das Schachturnier der F. S. G. T. ergab für Paris folgendes Bild: 1. Roubach 9 Punkte. 2. Rosen M. 8 P. 3. Munzerry 6½ P. 4. Molnar 6 P. 5.—6. Romani und Lamperière 5 P. 7. Andor 4½ P. 8.—9. Kosima und Hall 3½ P. 10. Jukowsky 3 P. 11.—12. Hesse und Rosen A. 2½ P. 13. Falk 2 Punkte.

**Match um die Vorkämpferschaft in Oesterreich.**

Eliskases, der erst 23jährige Tiroler Meister, gewann seinen Revanchewettkampf gegen Spielmann mit 6 : 4 Punkten (2 Siege bei 8 Remisen).

**Schweiz. Schachverein.**

Vom 17. bis 25. Juli findet das diesjährige Schweizerische Schachturnier in Interlaken statt.

## Zur Kurzweil

Busse betrinkt sich, im Faschingsball des Zoo. Busse wankt heim. Vor dem Krokodilkäfig des Zoo bleibt er erschrocken stehen. Reibt sich einmal die Augen. Reibt sich zweimal die Augen. Starrt das Krokodil entsetzt an. «Jessas!», schreit er, «Alte, wie kommst du in den Käfig?»



*Der gnädige Herr verzeiht.* Diener: «Verzeihen Sie, gnädiger Herr, ich habe seit zwei Monaten keinen Lohn erhalten.»  
Der gnädige Herr: «Ich verzeihe!»

*Antwort der Witwe.* Küferle machte einen Kondolenzbesuch. «Ich war ein grosser Verehrer Ihres Mannes», sagte er, «ich möchte gern eine Erinnerung an ihn haben. Hat er nichts hinterlassen?»

Die Witwe lächelte leise: «Nur mich, mein Herr.»

*Günstige Gelegenheit.* Rolz ist Reisender in Spitzen. Rolz schwärmt für Ronny, die Tochter eines Kunden. «Ach, Ronny!», schwärmt er, «wenn ich nur einmal mit Ihnen allein sein könnte!»

Ronny lachte: «Kommen Sie morgen mit Ihrem Musterkoffer ins Geschäft. Wenn mein Vater einen Reisenden mit dem Koffer sieht, verschwindet er sofort.»

*Verkannte Situation.* Zumpe muss als Zeuge vor Gericht. Zumpe war noch nie vor Gericht. Der Richter rief Zumpe zum Richtertisch. Zumpe trat vor. Die Beisitzer erhoben sich zur Eidesabnahme. Zumpe winkte verlegen ab: «Aber, meine Herren — meinnetwegen, bitte — behalten Sie doch Platz.»

*Empfehlung.* Willi will seinen Wagen verkaufen. «Welche Geschwindigkeit fährt er?»

Willi lachte: «Überzeugen Sie sich selbst! Hier sind meine letzten Strafmandate.»

## Rätsel-Ecke

### Tauschrätsel.

Heller, Wild, Bier, Banken, Salm, Weste, Biene, Bader, Gaul, Bonn, Fuder, Reihen, Wahn, Sonne.

Aus jedem Wort ist durch Umtausch eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein neues Wort zu bilden, dass die neu eingefügten Buchstaben eine Figur des germanischen Weihnachtskultus bezeichnen.

### Rätsel.

Nun nennt mir das Tier:  
Es lebt und hat kein — Blut,  
Es hört und hat keine — Ohren,  
Es läuft und hat keine — Beine;  
Der Jäger weiss wohl, was ich meine.

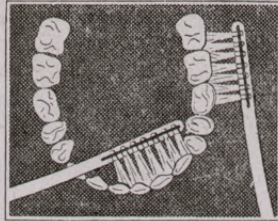
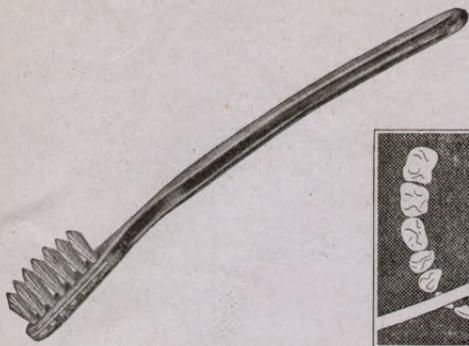
### Auflösungen aus voriger Nummer.

**Rösselsprung: Der Arbeitsmann.** Von Richard Dehmel.

Wir haben ein Bett, wir haben ein Kind, mein Weib!  
Wir haben auch Arbeit, und gar zu zweit,  
Und haben die Sonne und Regen und Wind,  
Und uns fehlt nur eine Kleinigkeit,  
Um so frei zu sein, wie die Vögel sind: nur Zeit!

Wenn wir Sonntags durch die Felder gehn, mein Kind,  
Und über den Aehren weit und breit  
Das blaue Schwalbenvolk blitzen sehn,  
O, dann fehlt uns nicht das bisschen Kleid,  
Um so schön zu sein, wie die Vögel sind: nur Zeit.

Nur Zeit! Wir wittern Gewitterwind, wir Volk.  
Nur eine kleine Ewigkeit;  
Uns fehlt ja nichts, mein Weib, mein Kind,  
Als all das, was durch uns gedeiht,  
Um so froh zu sein, wie die Vögel sind — Nur Zeit!



## Die modernste Zahnbürste der Welt

Keine andere Zahnbürste bietet Ihnen die in der IMPLATA Nr. 40 vereinigten Vorzüge:

1. Von Zahnärzten empfohlene, moderne, kleine Form erleichtert das korrekte Bürsten der Zähne.
2. Die Borsten passen sich der innern Gebisswölbung genau an und ermöglichen eine intensive Reinigung aller Zähne.
3. In der eingelegten Metallplatte ist jedes Borstenbündel solid verankert.
4. Die IMPLATA kann mit heissem Wasser gereinigt werden, ohne dass die Borsten ausfallen, und gewährt somit eine wirksamere, absolut hygienische Zahnpflege.

Verlangen Sie das nächste Mal ausdrücklich das Schweizer Fabrikat

# IMPLATA

ZAHNBÜRSTE MIT METALLPLATTE

Bürstenfabrik Ebnat-Kappel A.-G., Ebnat (St. G.)

## Werbung!

War immer wichtig. Heute ist sie nur dann erfolgreich, wenn sie durch Illustrationen hervorsteht. Die Klischees dazu liefert

Klischeefabrik Busag. A. G., Bern, Telefon 22.883

Sie kaufen stets vorteilhaft in unseren Spezialabteilungen:

Strümpfe — Handschuhe — Mercerie — Parfümerie — Lederwaren — Bijouterie — Schirme — Berufskleider — Herrenartikel — Damenwäsche — Tisch-, Bett- und Fröttierwäsche — Baby-Artikel — Corsets — Schürzen — Bade-Artikel — Taschentücher — Pullover — Handarbeiten — Papeterie

Damen-Konfektion und Mode.

Stoffe — Teppiche — Gardinen — Hausschuhe — Wolle — Wolldecken

Haushalt-Artikel  
Spielwaren — Confiterte

Telephon Brugg 41.846

**KAUFHAUS ZUM  
RÖSSLI BRUGG**



## Ueberkleider

Starker Zwilch. Beste Verarbeitung. Nähte überall verstärkt, Lyoner genietet oder gestreift zu Fr. 7.80 franko mit viel Flickstoff. Zu jed. Kleid ein Geschenk.

Ueberkleiderfabrik P. BÜHLER  
Schöffland 9



Bald kommt Biel,  
wo das Buffet  
mit seinen Lecker-  
bissen wartet.

**BUFFET  
Schwimer  
BIEL**



Verlangen Sie  
ausdrücklich  
sanforisiert!

Hemden mit der  
Garantie-  
Etikette **SANFORIZED**  
gehen beim Waschen  
nicht ein!

Überall erhältlich.  
Heberlein & Co. A. G. Wattwil

Die führende **Seba** Schweizermarke

für

**Tinten - Klebstoffe - Siegellacke**

In allen Papeterien erhältlich

Dr. FINCKH & Co. A.-G., Schweizerhalle

GRATIS



Für Sie  
**Pracht KATALOG**

Prüfen Sie ihn. Sie werden sehen, wie viel Sie sparen können, wenn Sie eine gute Marken-Uhr direkt von La Chaux-de-Fonds beziehen. Jede Uhr ist wunderbar wiedergegeben, in allen Details so genau, daß Sie glauben, sie in ihrer plastischen Natürlichkeit in der Hand zu halten Unverbindlich erhalten Sie diesen Prachtkatalog gegen Zusendung dieses Inserates an André Maire, Uhrenfabrik MYR, rue du Parc 144 La Chaux-de-Fonds

Name: .....

Adresse: .....

Bis 30 % billiger  
direkt ab La Chaux-de-Fonds



Hundekuchen für alle Hunde  
(Schweizerware)

Fabrikation Basel

Telephon 30.725

Eimeldingerweg 23

# Was geht hier vor?

Was erspät unser kleiner Neugieriger durchs Schlüsselloch — worauf warten all jene, die hinter ihm stehen?

Hinter dieser Türe wird — jetzt, wo dieses Inserat erscheint — über den

## ZIEHUNGS-TERMIN

der 5. Seva debattiert. Und sagten wir nicht schon, dass es diesmal im letzten Moment geschehen würde? Versprachen wir nicht schon, dass eine Seva-Ziehung nie und nimmer verschoben wird?

**Also:** Dem Wagemutigen, dem kurz Entschlossenen winken bald, sehr bald, prächtige Treffer: 2 x 100 000 — 75 000 — 50 000 — 40 000 — etc. etc. Eilen Sie also zur Post. Gehen Sie grad aufs Ganze: Erstellen Sie, eventuell mit einigen Freunden, eine 10-Los-Serie (Endzahlen 0 bis 9), die ja mindestens einen Treffer enthält.

**1 Los Fr. 10.** — plus 40 Rp. für Porto auf Postcheck III 10026. — Adr.: Seva-Lotterie, Bern. (Bei Vorbestellung der Ziehungsliste 30 Rp. mehr.) Lose auch bei den bernischen Banken, sowie Privatbahn-Stationen erhältlich.



SEVA 5

